

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 133

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Martin Becker Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort von
Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 133

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit der
Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 133

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2024 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-1992-7

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Dem Schliff sein Tod	7
Königskinder	22
<i>Jupp</i>	33
<i>Barbara</i>	38
<i>Jupp und Barbara</i>	41
<i>Am Meer</i>	48
Sonnenbrand	54
Aschenbrödel im Sauerland. Bleibende Erinnerungen an die Weihnachtsfilme	65
Vom unzulässigen Rauchverbot in Mietobjekten	67
<i>Das Reihenhaus</i>	81
Gutenbergs Welt	87
Die Ameisen	90
Abschied von Zuhause. Ein Dilemma in fünf Phasen	95
Die Vereinbarkeit von Beruf und Haustier	118
Das Wohnzimmer	122
Leichen im Keller	124
Der perfekte Tag. Zweiter Teil	126
Das Pinscherproletariat	133
<i>Uta</i>	139
<i>Findus</i>	149
Nachwort	154
Textnachweise und Dank	167

** die kursiv gekennzeichneten Titelbezeichnungen stammen vom Bearbeiter dieses Lesebuchs*

Dem Schliff sein Tod

Und Frau Jung wartete auf die aufgehende Sonne, sie hatte keine andere Wahl. Und Herr Jung pflanzte im Mondlicht Geranien, in seiner alten Uniform. Und Schliff hatte auf einem Feuerwehrfest zu viel getrunken und träumte gewalttätig. Und irgendwo wurde geklingelt und geöffnet und alles nahm ein schlechtes Ende. Die ganze Welt: nurmehr Verrichtungen, denen die Regeln abhandengekommen waren.

Sie haben vier Beine und jeweils eine Schnauze, hatte Schliff gesagt, ansonsten gleichen sie sich wie ein Ei dem anderen. Haben Sie das. Woche für Woche klapperte er per Telefon die Behörden ab, Tierheime, Polizei, Ordnungsamt, in seiner Stadt, in den Nachbargemeinden, nichts. Sagte jemand: Herr Schliff, verflucht noch eins, wir geben Ihnen drei Köter gratis, wenn Sie nicht mehr anrufen, wahrscheinlich sind die Hunde, die Sie suchen, schon längst am anderen Ufer, antwortete Schliff: Würden Sie mir das versprechen, auf Gedeih und Verderb, schriftlich, urkundlich und eidesstattlich, dann wurde meist gleich aufgelegt.

Es klingelte an der Tür. Schliff schreckte hoch und fasste sich an den Kopf. Er hatte einen Kater, seine Nase war bräsig und der Geschmack im Mund eisern. Er tastete nach seiner Stirn, er musste sich gestoßen haben und dann mit seinem plumpen Körper direkt auf der Matratze gelandet sein. Er stand auf, stolperte seinen Slalom durch die übervollen Umzugskisten und sah in den Spiegel im Badezimmer. Es klingelte, er träumte nicht. Auch er hatte von diesem irren Kocher gelesen, der über die Dörfer fuhr, an einer Tür nach der anderen klingelte und die Öffnungen erschlug, um danach seelenruhig in sein Auto zu steigen und abzudampfen. Es gab keine gesicherten Spuren, nichts. Schliff trocknete sich ab, ging zur Tür und öffnete, ohne durch den Spion gesehen zu haben. Und wenn schon.

Huber, sagte der Alte, und schob seinen Werkzeugkasten mit dem Fuß zur Tür herein. Noch im Unterhemd, sagte Schliff. Da sind wir endlich, rief jemand hinter Huber und lachte, Schliff lachte auch. Nur Huber lachte nicht, er drückte Schliff zur Seite und drängte in den Flur.

Schliff wohnte als Eigentümer im Haus und wartete. Er wartete darauf, dass die Hunde zurückkamen. Ein Versprechen, leicht gesagt. Als man die Vorbesitzer fand, waren die Hunde in Panik in den Wald geflohen und verschwunden. Das war Schliffs Verabredung mit sich selbst: Ich bleibe so lange, bis die Hunde wiederkommen. Sind es gute Hunde, kommen sie wieder. Und schlechte Hunde sind es nicht. Bei diesen Herrchen.

Schliff duldete das Ehepaar Jung, ohne den Behörden von den Zuständen zu berichten. Im Fenster der Einliegerwohnung stand seit einigen Jahren der Weihnachtsbaum, dessen Kerzen Frau Jung jeden Abend anzündete und, waren sie abgebrannt, erneuerte. Jeden Tag, das ganze Jahr hindurch. Es stimmt da und da und da nicht mehr, hatte Frau Jung gesagt und mit dem dünnen Finger auf verschiedene Stellen ihres Kopfes gezeigt, als sie zum ersten Mal mit Schliff beim Kaffee zusammensaßen. Herr Jung war ein Rätsel, je älter er wurde, desto weniger sprach er. Frau Jung war ein offenes Buch, ihr Niedergang ein einfach gestricktes Kapitel. Anfangs war Schliff froh gewesen, die Wohnung so schnell vermietet zu haben. In Gesellschaft zu sein. Anfangs war er glücklich gewesen, sich um Herrn und Frau Jung kümmern zu können. Ihnen Essen zu bringen. Darauf zu achten, dass sie genug tranken. Dass die Herdplatten über Nacht kalt blieben. Dass sie sich wuschen, wenn sie sich waschen mussten. Schliff war froh gewesen. In Ablenkung zu sein.

Das wurde aber auch Zeit, sagte Schliff, hab schon Tage auf Sie gewartet. Schöne Bescherung. Huber schob seinen Hiwi vor sich her, einen Jungen mit dicker, blau getönter Brille. Die Handwerker sind da, rief er und kicherte. Und

Du bist sicher, dass es hier war, flüsterte Huber ihm ins Ohr. Schliff lief ihnen hinterher, die Kolonne stolperte mit jedem Schritt über die Umzugskartons, im größten Raum des Hauses kam sie zum Stehen. Können Sie unsere Schuhe trocknen, sagte Huber und hatte seine schon ausgezogen. Die sind nämlich ganz schön nass, Herr Schliff, sagte sein Hiwi. Schliff umtänzelte vorsichtig die Handwerker, nahm ihnen die Schuhe ab und legte sie auf die Heizung, seit Wintern außer Betrieb. Guck sich einer die Sauerei an, sagte Huber. Er knuffte Schliff heftig in die Seite, zeigte mit dem Finger umher im großen, kahlen, untapezierten Raum, der ein Wohnzimmer hätte sein können. Die Wände: von einer schwarzen Schicht überzogen, die Muster bildete wie die Landkarte eines unentdeckten Staates, wie der deformierte Kopf eines unentdeckten Tieres. Huber und sein Hiwi hatten sich auf das alte Sofa fallen lassen, legten die Füße hoch und begutachteten ihre nassen Socken. Der Hiwi packte die Thermoskanne aus und kleckerte beim Einschenken den Teppich voll. Gemütlich, Herr Schliff, rief er, bei Ihnen ist es gemütlich. Jetzt aber los, sagte Schliff, und die Handwerker sprangen auf. Ihre Schuhe stehen auf der Heizung, sagte Schliff. Wenn Sie was brauchen, ich bin nebenan. Huber und Hiwi sahen sich an. Dann wandte sich Huber zu Schliff: Das machen wir nicht einfach so. Bei diesem Zeug an der Wand können wir nicht arbeiten. So ein Automat: von außen ein robustes Teil, nicht kaputt zu kriegen, aber im Innersten sehr empfindlich. Lassen Sie Ihre Faxen, sagte Schliff. Fangen Sie an. Legen Sie die Wände trocken. Machen Sie mich frei von diesem schwarzen Elend, bevor ich krepriere. Es roch nach Schweiß, aber keiner wusste, wer es war. Huber atmete durch. Schliff atmete durch. Der Hiwi kicherte wie über einen blöden Witz. Schnauze, Gogo, sagte Huber, kralte sich ungeduldig den Bart, stellte seinen Werkzeugkasten ab und zog den Prospekt aus dem Blaumann. Hier, sagte Huber, das ist Ihr Kaffee-

automat. Ich sage es Ihnen ganz ehrlich: Den stellt sich kein Privater in die Bude. Der ist ab fuffzig Leuten Belegschaft. Aber Auftrag ist Auftrag. Sie könnten hier ja noch ein Büro einrichten, dann lohnt sich der Apparillo, rief der Hiwi. Gucken Sie nicht so blöde, sagte Huber. Sie wussten, was kommt. Schliff nahm den bunten Prospekt und begutachtete ihn von allen Seiten. Keine Wände, sondern ein Kaffeeautomat, sagte Schliff.

Eine Zeit lang nahmen Herr und Frau Jung Schliff im Auto mit und suchten die Umgebung nach den Hunden ab, es blieb ohne Ergebnis. In dieser guten Zeit hatte Schliff noch mit ihnen die Abende verbringen können. Meist vor dem Fernseher, mit den Serien aus den /oern. Herr Jung sprach schon damals nicht mehr viel. Mit Frau Jung unterhielt sich Schliff ausgezeichnet. Über die Fortschritte der Hirnchirurgie. Frau Jung hatte mal gelesen, dass es für jedes Gefühl einen Balken im Kopf gibt, den man nur durchschneiden muss, damit es weg ist. Natürlich, sagte sie, darf man nicht zu viele Balken durchschneiden, wegen dem Gleichgewicht. Stellen Sie sich das doch mal vor, Herr Schliff, da kommt einer und schneidet den Balken für die Angst durch! Man rennt vor fahrende Autos oder springt von Brücken, weil man nicht mehr weiß, wie die Angst geht. Stellen Sie sich das doch mal vor. Später erinnerte sich Schliff noch oft an die Abende bei Herrn und Frau Jung; Chips, Würmer und Kekse und Frau Jungs Erzählungen von Dingen, die sie noch nichts angingen. So lange, bis sich bei ihr und ihrem Mann selbst die Balken bogen.

Ich habe keinen Kaffeeautomaten bestellt, und ich habe auch keine Belegschaft. Ich habe nach jemandem gerufen für die Rettung der Wände, sagte Schliff und zupfte bedrohlich sein Unterhemd zurecht, während der Alte bedrohlich den Werkzeugkoffer mit dem Fuß hin- und herschob, immer hin und her. Gogo, sagte Huber, hol sofort den Schrieb aus dem Wagen. Der Hiwi setzte sich in

Bewegung, Schliff und Huber blickten einander belauernd an. Huber sah: einen alleinstehenden, unrasierten, dicken Mann um die dreißig, in Unterwäsche, Haltungsschaden. Der nach Alkohol stank, aber nicht so aussah wie jemand, der jeden Tag trinkt. Damit kannte sich Huber aus. Schliff sah: einen äußerlich gepflegten, gut gescheitelten Alten mit Doppelkinn und kleinem Bart im Blauermann, um die sechzig vermutlich, ein Kerl wie ein Baum, wahrscheinlich vom Schleppen. Der nicht nach Alkohol stank, aber so aussah wie jemand, der jeden Tag trinkt. Damit kannte Schliff sich aus. Sie sahen einander in die Augen. Hubers Blick sagte: Wenn ich will, mach ich Dich platt. Schliffs Blick sagte: Wenn Du mich platt machen willst, dann mach. Sie gingen noch einen Schritt aufeinander zu. Huber holte Luft. Schliff holte Luft. Da stolperte der Hiwi zurück in den Raum. Da steht es, rief er. Huber nahm den Wisch und reichte ihn Schliff. Auftragsbestätigung, sagte Huber. Das wird teuer. Pauschale für die Anfahrt, halber Tag für zwei Mann, Leistungsausfall. Ich werde das überprüfen, sagte Schliff.

Irgendwann, hatte Schliff zu der Frau, die er liebte, gesagt: Irgendwann liegt das hinter uns. Dann fangen wir neu an. Wenn Du willst, hatte Schliff gesagt, vergessen wir das alles. Die Hunde, die Stadt, die Angst. Wir nehmen den Opel und fahren weg. Ans Meer. Kleine Wohnung, viel mit Holz, Fenster mit Blick. Für Herrn und Frau Jung lassen wir uns was einfallen. Betreutes Wohnen. Ich such mir Arbeit, Fremdenführer. Durchs Wattenmeer, durch die Vogelschutzgebiete, alles kein Thema. Und die Frau hatte ihn angesehen und gesagt: Schliff, das wäre schön, und hatte ihm kein Wort geglaubt.

Schliff war nach nebenan gegangen, um den Sachverhalt zu überprüfen. Huber und sein junger Hiwi schwiegen. Meister, sagte der Hiwi. Ja, Gogo. Ob Gott auch in den Wänden wohnt? Gogo, sagte Huber, hol die Werkzeuge.

Der Ordner mit den Unterlagen quoll über; in den letzten Jahren hatte Schliff die Briefe und Dokumente ungelesen hineingeworfen. Er suchte zwischen Sterbeurkunden, Telefonrechnungen, Quittungen nach einem Beweis. Wieder blieb er an den Bildern aus seiner Kindergartenzeit hängen, die in einer Ecke im Flur Jahrzehnte vergessen worden waren. Ein Elefant, unter den eine Erzieherin Hund geschrieben hatte. Ein Hund, unter den die Erzieherin Fabeltier geschrieben hatte. Ein Fabeltier, unter das die Erzieherin Selbstporträt geschrieben hatte. Ein ungeöffneter Brief. Sehr geehrter Herr Schliff. Wir freuen uns, dass Sie sich für unseren vollautomatischen Kaffeezubereiter für den mittelgroßen Betrieb entschieden haben. Bitte ermöglichen Sie der von uns beauftragten Firma am Tag der Aufstellung Ihres vollautomatischen Kaffeezubereiters für den mittelgroßen Betrieb Zugang zu Ihrem Betrieb. Sollten Veränderungen an den Wasseranschlüssen notwendig sein, kalkulieren Sie bitte für die Aufstellung mehrere Tage ein. Mit freundlichen Grüßen. Ihr Hersteller des vollautomatischen Kaffeezubereiters für den mittelgroßen Betrieb.

In seiner Verzweiflung hatte Schliff Fahndungsplakate gebastelt, und tatsächlich hatte sich jemand gemeldet. Der Typ wollte Geld, viel Geld: Ich pflege Ihre Hunde seit Jahr und Tag, sagte er, ich habe mich für sie aufgeopfert, das kostet. Sie hatten sich bei Einbruch der Dunkelheit auf einem verlassenem Parkplatz an der Talsperre getroffen. Der Typ wollte noch mehr Geld als abgemacht. Schliff zahlte und nahm die Hunde, obwohl er schon im ersten Moment sah, dass es die falschen waren. Dass sie den Hunden, die er suchte, in keiner Weise ähnlich waren. Zwei Tage lebten sie bei ihm und lungerten kraftlos auf dem Sofa herum. Dann fingen sie an zu husten, kriegten keine Luft mehr und starben, Schliff hatte keine Chance. Huber stemmte die Arme in die Hüfte. Stellen Sie ihn auf, sagte Schliff. Aber nicht hier, stellen Sie ihn nebenan auf,

da sind die Wände noch nicht schwarz. Aber Herr Schliff, sagte Huber. Wir können das auch unter der Hand regeln. So zweihundert und eine warme Mahlzeit pro Kopf. Aufstellen, sagte Schliff. Bestellt ist bestellt. Huber versuchte, Schliff zu überzeugen: Wir fahren wieder ab und tun so, als wäre nichts gewesen. Ich verklickere das den Kollegen schon. Am Ende sind die schuld und Sie aus dem Schneider. Ich sagte doch, sagte Schliff, fangen Sie an. Bauen Sie meinen Kaffeeautomaten auf, deshalb sind Sie ja hier. Schliff wollte seiner Forderung Nachdruck verleihen und holte tief Luft, verschluckte sich und musste heftig husten. Er fühlte seine beschädigte Lunge. Früher war er noch regelmäßig zum Turnen gegangen, um in Form zu bleiben. Aber die Zeit der Turnübungen war vorüber; mittlerweile ging es für Schliff um alles.

Hast Du schon gehört, sagte Frau Jung zu ihrem Mann, ein irrer Kocher. Herr Jung sagte nichts. Er geht von Haus zu Haus und haut den Leuten auf den Kopf, und keiner weiß, warum. Herr Jung sagte nichts. Ich weiß aber schon, wie wir uns den Kocher vom Hals halten, sagte Frau Jung. Wenn es klingelt, dann geht uns das nichts an, sagte Frau Jung. Herr Jung sagte nichts. Dann bleiben wir einfach sitzen und warten, bis keiner mehr klingelt. Ist das nicht gut, sagte Frau Jung, dann kommt der Kocher nicht zu uns rein. Herr Jung stand auf, zog seine Uniformjacke glatt und brüllte los: Wenn es klingelt, dann wird geöffnet, damit das endlich klar ist. Wer klingelt, schrie Herr Jung, muss reingelassen werden. Das war so und das bleibt so.

Huber nahm einen kräftigen Schluck aus dem Flachmann. So ein Quatsch, sagte er, das Ding lohnt sich erst ab zehn Kannen am Tag, ein Jahr lang zehn Kannen am Tag, dann haben Sie die Kohle drinnen. Schliff konnte kaum atmen, er verfluchte den schwarzen Belag an den Wänden. Machen Sie einfach, keuchte Schliff, Auftrag ist Auftrag. Das dauert wenigstens drei Tage, sagte Huber. Wir müssen die Wände aufstemmen und an die Leitungen,

allein das Ding reinzuhieven und aufzustellen braucht einen Tag, einer für die Wand und fürs Anzapfen, und dann müssen wir's noch probieren, wegen der Hygiene und so. Gut, sagte Schliff, dann dauert es eben so lange. Und so ein vollautomatischer Kaffeeautomat für den mittelgroßen Betrieb ist ja auch eine feine Sache, rief der Hiwi. Schliff mochte den Jungen mit der dicken Brille. Wo schlafen Sie denn, sagte Schliff, wollen Sie hierbleiben. Schon in Ordnung, sagte Huber, wir sind ordentliche Handwerker auf Montage und schlafen im Motel am Tunnel, kennen Sie das. Vom Sehen, sagte Schliff, früher war das mal der Kindergarten. Und dann das Krematorium. Deshalb ist es da so warm, rief der Hiwi, und Huber gab ihm einen Schlag in den Nacken, der sich gewaschen hatte.

Manchmal setzte Schliff den alten Opel aus der Garage und fuhr und fuhr. Durch die Wälder, hupend, wie ein Irrer. Quer über die Dörfer, so lange, bis er in eines kam, das er nicht mehr kannte, bis er in einer noch offenen Gaststätte so viel Bier getrunken hatte, dass er sich traute, im Auto auf dem Seitenstreifen der Hauptstraße zu schlafen. Manchmal fuhr er in einer Nacht bis ans Meer. Erinnerungen wie Möwen. Im Kopf die kleinen Zimmer. Als er ein Junge war. Immer wieder. Als er ein Junge war. Und die Hunde. Kam er von den Reisen zurück, dachte er, jetzt würde alles anders. Er suchte sich Kontaktanzeigen raus. Er hatte auf dem Papier viel vorzuweisen: Akademiker mit Metropolenerfahrung, allein seine Angst, die stand nicht auf dem Papier.

Haben Sie vom irren Kocher gehört, Meister, sagte der Hiwi, während sie die sperrigen Teile für den Automaten in die Wohnung schleppten und die Vorschlagshämmer, Bohrmaschinen und anderen Geräte zur Öffnung der Wand drapierten. Ist das Böse, Meister, schon im Denken der Menschen.

Schliff lag im lauwarmen Wasser der Badewanne. Er müsste endlich wieder nach Herrn und Frau Jung sehen. An jeder Ecke der Wohnung gab es Notfallknöpfe, stille Alarmer, Bewegungsmelder, die direkt mit den Rettern von Land und Staat verbunden waren, und dennoch. Zweimal die Woche kam jemand zum Baden, eine Pflegekraft, die für Ordnung sorgte. Herr Jung war kein Problem. Herr Jung konnte wochenlang im Bett liegen und die Decke anstarrten, es tat seinem Glück keinen Abbruch. Frau Jung hingegen geriet von Tag zu Tag, je älter sie wurde, mehr unter Druck. Als hätte sie alles, was jemals auf der Welt vergessen worden ist, ganz allein zu verantworten. Sie kriegte die alten Erinnerungen in den falschen Hals. Jeden Tag räumte sie die Schränke aus und füllte Kartons und Wäschekörbe, unaufhörlich dachte sie: Gleich kommt der Umzugswagen. Gleich stehen die neuen Mieter vor der Tür. Gleich haben wir keine Wohnung mehr. Herr und Frau Jung und ihr Verhältnis zur Welt: Er vergaß sie, während sie ihr regelrecht unter dem Arsch brannte. Verzweifelt klingelte sie manchmal bei Schliff und fragte nach mehr Kartons, wollte ihm ihr ganzes Hab und Gut schenken. Er kannte sich aus, gab ihr eine Zigarette und beruhigte sie, er beruhigte sie, und das beruhigte ihn.

Schliff war gerade in der Badewanne eingeschlafen, als die Fliesen scharenweise von den Wänden splitterten und auf seinen Kopf knallten; Speis und Kitt im wenig blutigen Wasser landeten. Er sprang auf und trocknete sich ab, zog sich Unterhose und Unterhemd an und sah nach. So ein Blödmann, sagte Huber. Lass mal sehen, sagte Schliff. Der Junge hatte eine kleine, aber tiefe Wunde in der Hand. Da muss ein dickes Pflaster drauf, sagte Huber, das ist Standard. Haben Sie welche. Ich bin gleich wieder da, sagte Schliff. In der Wohnung von Herrn und Frau Jung stank es bestialisch. Der Kühlschrank stand offen. Der Fernseher dröhnte auf voller Lautstärke. Er fragte sich, ob das nicht zu weit ging. Frau Jung saß im Sessel und rauchte. Tag,

Frau Jung, sagte er. Frau Jung schreckte hoch. Sind Sie ein Kocher, fragte sie und hielt ihre brennende Zigarette bedrohlich nah an Schliffs Gesicht. Ich bin Ihr Vermieter, sagte Schliff, und Frau Jung schien sich zu erinnern und sank beruhigt zurück. Das heißt, wir müssen nicht raus, sagte sie. Nein, sagte Schliff, Sie können bleiben. Auf dem Bildschirm wurde gerade einem Mann mittels einer Axt der Schädel erst gespalten und dann abgetrennt, während es im hinteren Teil des Zimmers schon lichterloh brannte. Och, sagte Frau Jung, naja. Sagen Sie, Frau Jung, haben Sie ein Pflaster. Ruhe, rief Frau Jung, sonst können wir den Film auch ausmachen. Schliff wollte im Badezimmer-schränkchen suchen. Herr Jung stand in Paradeuniform unter der Dusche und salutierte. Tag, Herr Jung, alles in Ordnung. Natürlich, sagte Herr Jung, gleich geht die Parade los. Schnell duschen und losmarschieren. Dann sollten Sie sich vorher ausziehen, die Tür abschließen, und vor allem: Wasser aufdrehen, sagte Schliff. Donnerwetter, junger Mann, sagte Herr Jung, Donnerwetter. Schliff fand keine Pflaster. Und wir müssen wirklich nicht raus, sagte Frau Jung, als Schliff die Wohnung verließ. Nur über meine Leiche, sagte Schliff. Dann bin ich ja froh, sagte Frau Jung, gerade explodierte ein Hochhaus.

Der Hiwi hatte sich derweil selbst geholfen, eins von Schliffs Hemden zerrissen und sich aus den Fetzen einen Druckverband gemacht. Zeig mal, sagte Schliff und sah sich die Wunde an, die zu den Rändern hin schon anfang zu heilen; zartrosa. Haben Sie Zigaretten, fragte der Hiwi. Sie gingen vor die Tür. Warum wohnen Sie so provisorisch, sagte der Hiwi. Ich warte nur, sagte Schliff. Auf wen, sagte der Hiwi. Auf die Hunde, sagte Schliff. Wie lange sind sie schon weg, sagte der Hiwi. Schliff antwortete. Herr Schliff, sagte der Hiwi. Darf ich Sie was fragen. Was Du willst, sagte Schliff. Ist die Angst ein kleines oder ein großes Tier. Wohnt sie in einem Haus. Oder im Wald. Mir wird kalt, sagte Schliff.

In ihrem letzten schönen Winter hatten Herr und Frau Jung morgens bei Schliff geklingelt, als es gerade hell geworden war. Sie fragten, ob er nicht Lust hätte, mit ihnen zu kochen, eine Suppe mit frischen Kräutern. Sie kamen manchmal auf solche Ideen. Und Schliff war sofort dabei. Er wusste um die Kostbarkeit dieser Momente. Sie hatten im Garten unter dem Schnee nach Brauchbarem gesucht. Dann fing Herr Jung an, einen Schneemann zu bauen, und Frau Jung und Schliff machten mit. In ihrer guten Kleidung. Denn in dieser Zeit trug Schliff noch Stoffhosen und Hemden, außerdem ein altes Cordjackett. Auch die Jungs sahen noch nach was aus. Man hätte mit ihnen über den Markt gehen können, man hätte glauben können, ein gut gekleideter Mann begleitet seine Eltern über den Wochenmarkt und kauft Blumen und Fisch, was für ein feiner Kerl.

Am nächsten Morgen stand Schliff früh auf und ging zum Metzger. Er kaufte zwei Kilo Mett und eine Tüte Brötchen vom Vortag. Hast Du gehört, sagte der Metzger, der Tod kommt näher. Vorgestern war er drei Dörfer weiter. Sie suchen ihn überall. Haben den Tunnel gesperrt mit allem Pipapo. Keine Spuren, wie immer.

Schliff frühstückte mit Huber und dem Hiwi lang und ausgiebig. Das Mett schmeckt aber lecker, rief der Hiwi, und Huber murmelte zustimmend. Wie geht es Deiner Hand, sagte Schliff. Besser, sagte der Hiwi. Gogo ist hart im Nehmen, sagte Huber, und ich bin hart im Geben. So läuft der Laden. Alle lachten, dann gingen die Handwerker an die Arbeit. Ich seh noch nichts vom Automaten, sagte Schliff. Die Leitungen, sagte Huber und erklärte Schliff fachmännisch, was sie gestern gemacht hatten, was heute an der Reihe wäre. Schliff nickte. Er hatte keine Angst, wenn die Handwerker in der Nähe waren. Den ganzen Vormittag über ging er den Männern zur Hand. Am Mittag musste Huber dann einen Ort weiter, auf die Schnelle schwarz irgendwas richten. Schliff machte das

nichts aus. Er würde sie bezahlen. So stand er mit dem Hiwi vor der Tür und rauchte. Lieber Herr Schliff, jetzt, wo wir allein sind, sagte der Hiwi und stockte. Ja, Junge, sagte Schliff. Der Hiwi trat nervös von einem Bein aufs andere. Von Mann zu Mann, sagte der Hiwi: Ich mag Sie sehr gern. Aber ich muss Ihnen schlechte Nachrichten bringen. Wegen Ihrer Hunde. Lass sein, sagte Schliff und winkte ab. Der Hiwi senkte die Stimme: Ob Ihre Hunde zurückkehren. Ob sie überhaupt noch leben. Nach all den Jahren. Das ist lächerlich, sagte Schliff, was weißt Du denn schon vom Leben! An die Arbeit, Huber ist wieder da. Schliff ging an Huber vorbei. Machen Sie fertig und ziehen Sie die Tür zu, legen Sie mir die Rechnung hin, ich muss weg. Danke für alles. Viel Glück und Segen. Adieu. Huber war verduzt. Schliff stieg die kalte Luft zu Kopf, er musste heftig husten, setzte sich in seinen alten Opel und raste davon.

Er kannte den Wald. Auch hier hatte er nach den Hunden gesucht. Keine Spuren. Er atmete kräftig ein und aus. Er setzte sich unter einen Baum und dachte nach. Beinahe wäre er dem Hiwi an den Kragen gegangen. Zuletzt hatte die Frau, die er liebte, der Sache auf den Grund gehen wollen. Du machst Dich lächerlich, hatte sie gesagt. Lass mich, hatte Schliff geantwortet, aber die Frau redete sich in Rage: Feige, das bist Du! Zu feige, um einzusehen, dass man die Vergangenheit nicht zurückholen kann. Lass es sein, hatte Schliff gesagt. Du bist kein Mann, Du bist eine Memme, hatte sie gesagt. Schliff hatte versucht, ihr den Mund zuzuhalten. Vergeblich. Ein Muttersöhnchen bist Du, ein verantwortungsloses Stück Mensch. Schliffs Explosion. Er hatte ihr mit voller Wucht eine Ohrfeige gegeben. Entgegen seinen Überzeugungen. Sich entschuldigt, mit allen Mitteln versucht, die Dinge wieder ins Lot zu bringen, aber die Frau, die er liebte, hatte mit Schliff, dem Haus und den Hunden abgeschlossen. Ab da war Schliff allein. Schliff saß an den Baum gelehnt und wartete auf den Unter-

gang der Sonne. Er hatte keine andere Wahl. Er hockte unter dem Baum und weinte sich die Seele aus dem Leib.

Das Ehepaar Jung saß im Wohnzimmer und döste, als es klingelte. Herr Jung sprang auf und wollte zur Tür, aber Frau Jung hielt ihn am Ärmel fest: Bleib hier, sagte sie, lass es klingeln. Hör endlich auf, sagte Herr Jung, es hat geklingelt, und wenn es klingelt, muss man öffnen. Er schlurfte in Richtung Tür. Frau Jung sprang auf und krächte los: Das ist nichts Gutes. Wenn es die neuen Mieter sind, müssen wir raus. Oder stell Dir vor, es ist der Kocher. In ihrer Not warf Frau Jung nach ihrem Mann mit allem, was sie zu fassen kriegte, Aschenbecher, Gläser, Tassen. Herr Jung schüttelte nur den Kopf und rief immer wieder: Wer klingelt, dem wird geöffnet. Das war so und das bleibt so. Er zupfte seine Uniformjacke zurecht, beugte sich leicht nach vorn und sah durch den Türspion. Frau Jung hatte sich die schwere Vase aus der Wohnzimmerecke gegriffen und mit Mühe hochgewuchtet. Sie stand hinter ihrem Mann, bereit zum Schlag, als es erneut klingelte und Herr Jung mit einem schnellen Griff die Türklinke zu fassen bekam.

Huber war völlig betrunken. Sie hätten heute fertig werden können, der Automat stand schon und war angeschlossen, sie mussten ihn nur noch befüllen und die Leitungen prüfen. Gogo, sagte Huber, wir machen Feierabend für heute. Es dämmt schon. Meister, sagte der Hiwi und rückte seine Brille zurecht, glauben Sie eigentlich, der Kocher kennt Freundschaft. Vielleicht mag er Handwerker. Kommt er überhaupt zu uns in Motel. Man hört, er sei in der Nähe. Gogo, sagte Huber, vor dem müssen wir keine Angst haben. Sieh mich an. Ich bin ein dicker, alter Handwerker, der nichts anderes kann als Kaffeeautomaten für den mittelgroßen Betrieb. Und doch: Ich weiß, was es heißt zu sterben. In diesem Moment brach unten ein Getöse los, als würde das alte Paar die

Bude zerlegen. Verschwinden wir, sagte Huber und zog seinen Hiwi so schnell er konnte aus der Wohnung. Schliff kam erst abends zurück. Er kriegte wieder Luft. Vor der Tür fand er einen Präsentkorb. Eine Karte mit eingedrucktem Text: Sehr geehrte Frau, sehr geehrter Herr. Wir bitten um Entschuldigung für die Verzögerungen. Mit freundlichen Grüßen. Ihr Hersteller des vollautomatischen Kaffeezubereiters für den mittelgroßen Betrieb. Eine kleine Flasche Sekt. Salami aus Osteuropa. Käse in Plastikfolie. Schliff setzte sich vor die Tür und aß den Käse. Dann nahm er die Salami und ging runter zum Ehepaar Jung. Der Weihnachtsbaum brannte nicht. Es war eine stille Nacht. Niemand öffnete. Schliff dachte, er käme zu spät. Er kam zu spät. Er wälzte sich im Bett hin und her und schlief schlecht, wachte dauernd auf, weil der Bewegungsmelder im Garten das Licht einschaltete. Das war immer so, die Tiere, die Natur, der Wind. Aber schon die Ahnung reichte; Schliff meinte, jemanden ums Haus schleichen zu hören. Im Traum hatte es geklingelt. Er sah aus dem Fenster und entdeckte Huber und den Hiwi im Garten. Sie machten eine Schneeballschlacht. Sie schmierten sich die pappige Masse gegenseitig ins Gesicht; sie verfolgten sich, sie tobten, sie rannten und bauten einen Schneemann. Wie die Kinder. Mein Gott. Schliff öffnete das Fenster und rief sie rauf. Hallo, Herr Schliff, wir sind wieder da, brüllte der Hiwi. Das ist aber schön, rief Schliff zurück. Dann begutachtete er zum ersten Mal bei Tageslicht den Kaffeeautomaten. Ein prächtiges Exemplar. In der Zimmerecke entdeckte er ein sehr kleines Stück schwarzer Wucherung. Es sprang also doch über. Schon lief der Automat. Zehn Becher pro Minute in der Spitze, rief Huber. Schliff sagte: Lassen Sie mich mal probieren. Huber reichte ihm einen Kaffee aus dem Automaten. Schmeckt gut, sagte Schliff. Also dann, sagte Huber. Also dann, sagte der Hiwi. Also dann, sagte Schliff. Meine Herren, sagte er, Sie werden mir fehlen. Schliff holte die

Salami und reichte sie den Handwerkern. Für die großen Mühen. Huber war tief gerührt, stellte seinen Werkzeugkasten wieder ab und schüttelte Schliff dankbar die Hand. Wenn Du willst, sagte Huber, können wir noch was Zusätzliches einbauen. Guck, sagte er, und klappte vor Schliff den Prospekt aus. Das ist der Frischwasser-Spender mit Wasseranschluss. Dauert wenigstens noch zwei Tage, das Teil anzuzapfen. Ich glaube, sagte Schliff, mir reicht der Automat. Dann gehen wir jetzt wohl, sagte Huber. Also dann, sagte Schliff. Also dann, sagte der Hiwi. Also dann, sagte Huber. Da klingelte es. Alle erstarrten. Schliff dachte an den Mann für das schwarze Zeug an der Wand. Warten Sie mal, sagte Schliff. Er straukelte zwischen den Kartons entlang zur Tür und sah durch den Spion. Erstaunlich. Dann wandte er sich zu den Handwerkern um. Könnten Sie mir bei den Kartons helfen. Sie müssen den Kram nur raustragen. Ich zahle im Voraus. Nichts dagegen, sagte Huber. Schliff reichte ihnen Geld. Nehmen Sie erst die Kartons aus dem gammeligen Zimmer, sagte Schliff, die sollten zuerst raus. Und lassen Sie sich Zeit. Als Huber und sein Hiwi verschwunden waren, atmete Schliff durch. Ausdauerndes Klingeln. Er ging zur Tür und sah abermals durch den Spion.
Unwahrscheinliches Ende.

Königskinder

Er drehte den Knopf in seinem Ohr zurecht und ordnete den Kragen unter seiner Anzugjacke. Nächsten Monat würde er siebzig werden. Wilhelm. Ein kleiner untersetzter Mann, sein Haar durchzogen von grauen Strähnen. Wilhelm wollte nie als Wachmann in der Sparkasse arbeiten. Wie sein Vater und der Vater seines Vaters war er Bergmann geworden. Als der Untertagebau sich nicht mehr lohnte, wurde er Schmied. Bei vierzig Grad Celsius. Jahrzehntlang. Währenddessen bekam er mehrere Kinder, trank Bier und Schnaps, ging selten in die Kneipen und noch seltener in den Gottesdienst, ließ einen Bungalow errichten, nahm seine Jungen auf die Schultern und ritt mit ihnen durch den Wald, machte weniger als eine Handvoll Reisen an die Nordsee. Sonst keine. An seinem Sechzigsten war sein Rücken endgültig im Eimer. Eine Operation unumgänglich, sonst würde er im Rollstuhl landen. Er bekam einen kleinen Grundstock an Rente von der Knappschaft. Genug, um den Bungalow zu halten. Die Operation verlief erfolgreich. Alles wurde gut.

Kurz vor Weihnachten saß seine Frau in der Küche und war am Stickrahmen beschäftigt. Wilhelm trat ein, sah sie an, und schon lag sie da. Ein dumpfer Schlag wie von Sperrgut, der Stickrahmen neben ihr. Einfach umgefallen. Man öffnete ihren Schädel. Dann ließ man sie schlafen. Sie verschlief Weihnachten, Ostern, Wilhelms und ihren Geburtstag. Als Wilhelm dachte, jetzt hört der Schlaf nie wieder auf, sah sie ihn mit erstaunten Augen an. Wilhelm überredete die Sparkasse zu großzügigeren Konditionen gegen höhere Zinsen. Er konnte nicht mehr arbeiten, denn er wollte seine Frau nicht aus den Händen geben. Dann konnte seine Frau wieder auf eigenen Beinen stehen, dann konnte sie wieder laufen, dann konnte sie wieder Kartoffeln schälen. Was blieb, war ein

straff geschnürtes Bündel der Angst. Seine Frau träumte jede Nacht. Vom Feuer im Haus gegenüber. Dass sie ihren eigenen Bungalow Hals über Kopf verlassen muss, dass sie ihren kleinen Sohn in der Stadt vergessen hat, obwohl der kleine Sohn längst schon selbst kleine Söhne hatte. Wenn der Morgen kam, fürchtete sie den aufgehenden Tag, wurde es Abend, machte ihr nichts mehr Angst als der Gedanke an die Nacht. Bald spielte die Bank nicht mehr mit. Wilhelm kam mit den Raten nicht nach. Er musste wieder arbeiten und wurde Wachmann bei der Sparkasse. Ausgerechnet. Zubrot für Rentner. Von neun Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags an der Eingangstür stehen. Das Gefühl von Sicherheit vortäuschen. Mehr nicht. Was hätte Willi ausrichten sollen, wenn einer vor ihm gestanden hätte, Knarre im Anschlag. Während er in der Sparkasse stand, kümmerte sich eine Nachbarin um seine Frau. Gegen Taschengeld. Aber er musste in Rufnähe sein.

Am liebsten war ihm, wenn man ihn in Ruhe ließ. Sein Ohr entzündete sich dauernd von diesem kleinen Knopflautsprecher, durch den »im Ernstfall Alarm geschickt« wurde. Wilhelm hörte nicht darauf. Er hatte ein kleines Radio angeschlossen. Sein Sender mit Schlagern. Um siebzehn Uhr verließ er die Sparkasse und ging zum Altmarkt in die Bibliothek, in der er seiner Frau einen Film für den Abend ausborgte. Dann lief er vom Altmarkt nach Hause. Die Fußgängerzone war ausgestorben. Jeder Tag ein Sonntag. Zwei Läden für Damen- und Herrenbekleidung. Ein Buchladen, wo Wilhelm seine Lottoscheine abgab. Der Friseur war im letzten Jahr neunzig geworden; er schnitt hier schon die Haare, als der Krieg gerade vorbei war. Zu Hause nickte er der Nachbarin wortlos zu. Er umarmte seine Frau, gab ihr einen Kuss und legte den Film auf. Er ging in die Küche, machte Brote, brachte sie seiner Frau, die über dem Film das Essen vergaß, kam zurück zum Küchentisch, setzte sich

hin, leerte eine Flasche Mineralwasser und starrte die Wand an. Rief seine Frau, war der Film zu Ende. Er setzte sich in seinen Sessel und rauchte. Sie guckten die Spätnachrichten, anschließend schaltete Wilhelm um und seine Frau und er sahen in der letzten Stunde vor dem Schlaf den Tierkanal, wo es um Löwen in Afrika ging, um Zebras, um alle möglichen fernen Wesen, die in Wilhelms Träumen wieder auftauchten.

Wilhelm drehte den Knopf in seinem Ohr zurecht, ordnete den Kragen unter seiner Anzugjacke. Er trat unruhig von einem Bein aufs andere, die Folklore im Ohr ging ihm auf die Nerven. Alle paar Minuten schaute er auf die Uhr. Statt Unruhe fühlte er jetzt: tiefe Müdigkeit. Er gähnte ungeniert, seine graubraunen Haare standen, wie sie wollten. Er hatte vergessen, sie zu kämmen. Mutwillig. Wilhelm hängte seinen Anzug in den Schrank. Morgen war Wochenende. Montag musste er in die Kreditabteilung. Schon wieder. Alles zu viel in letzter Zeit. Kaum war er einige Schritte Richtung Altmarkt und Leihbücherei gegangen, als ein Knall durch die Straßen fegte. Gasleitung, Explosion, Feuer, alle tot, dachte Wilhelm und zuckte zusammen. Er wollte sich auf den Boden werfen, wie als kleiner Junge, als er im Hochbunker gesessen hatte und eine Fliegerbombe dessen Ecke streifte. Aber nach dem Knall brandete Jubel auf. Beruhigung: Es ist Schützenfest. Sie haben einen neuen König.

Manchmal ging er nach Feierabend noch in den »Grünen Krug«. Die einzige Kneipe, die geblieben war. Sie hielten sich mit geschlossenen Gesellschaften über Wasser, Geburtstagsfeiern und Hochzeiten. Heute war mehr los als sonst. An einem Tisch saßen Jungen in Paradeuniform und nippten an ihren Limonaden. Sie warteten auf den Umzug. Der neue König präsentiert sich dem Volke. Einen Tisch weiter saß die Delegation eines anderen Schützenvereins, sehr besoffen. Wilhelm setzte sich an

seinen Platz am blind gewordenen Fenster. Ein neuer Kredit. Eine neue Last. Das Bier schmeckte ihm. Ein Glück, dass Wochenende war. Als er am Eindösen war, erschreckte ihn eine unbekannte Stimme: Hab ich Dich gefunden, sagte sie. Was, sagte Wilhelm. Ein großer, schlaksiger Mann mit grauen kurzen Haaren. Nicht wesentlich jünger als Wilhelm. Er hatte ihn noch nie zuvor gesehen, weder hier noch in der Stadt. Was willst Du, sagte Wilhelm. Ich hol Dich ins Boot. Meine Name ist Theodor. Ich bin König von Korsika. Er streckte Wilhelm seine große Hand entgegen. War einige Jahre auf Hoher See. Jetzt bin ich wieder da, sagte der Andere. Kann ich auf Dich bauen. Du bist doch bekloppt, sagte Wilhelm, trank sein Bieraus, ging zum Tresen und zahlte; der Wirt zuckte nur mit den Schultern. Wilhelm, rief der Andere.

Als Wilhelm neben seiner Frau lag, schien ihm der Mond ins Gesicht. Wochenende. Das war gut. Zu viele Gedanken. Warum das alles. Er bezahlte immer noch an diesem schmucklosen Bungalow mit Gemüsebeet, wo er jedes Frühjahr Erbsen säte, die ungenießbar waren. Sicherlich, dachte er, besser als ein Hochhaus, besser als Ärger mit Nachbarn, die einem zu eng auf der Pelle sitzen. Der Bungalow war nicht größer als ein Anbau. Eine Art luxuriös ausgebauter Schuppen, ja, im gewissen Sinne nur ein großräumiger Verschlag. Dann dachte Wilhelm: Ein Verschlag, kann sein. Ein Haus ohne Treppen ist kein Haus, sagt man so. Aber wenn, dann hatten sie einen Luxusverschlag. Ja, dachte er, wenn Könige in Vorschlägen wohnen, dann in so einem holzvertäfelten, gut isolierten Prachtverschlag. Dann dachte er wieder: Warum das alles. Mit seinen Söhnen war nicht zu rechnen. Die interessierten sich kaum noch für ihn. Der eine wohnte mit Kindern im Nachbarort. Der andere lebte allein in New York und dokterte am neuen Welthandelszentrum rum. Keiner von beiden wollte den Bungalow. Warum spinn

ich heute so, dachte Wilhelm, bestimmt der Mond. Er drehte sich zu seiner Frau und schlief lange nicht ein. Das Wochenende verbrachte er im Garten. Er saß zwischen den unnützen Erbsenstauden und hörte Schlager im Radio. Abends schmiss er für seine Frau und sich Würstchen auf den Grill. Sie war selig. Wie immer. Was wusste sie schon vom Geld. Nichts mehr. Wilhelm erfuhr am Montag aus der Zeitung, dass das Schützenfest böse ausgegangen war. Der frisch gekürte König hat sich in der Nacht von Samstag auf Sonntag auf dem Dachboden aufgehängt. Es war das Thema am Montag in der Sparkasse. Wilhelm hörte alle Theorien: Er war homosexuell, er war unglücklich verliebt, er hatte Krebs. Wilhelm war das egal. Er war nervös. Er musste in die Kreditabteilung. Kurz vor Feierabend. Ob er wollte oder nicht. Sein schnurrbärtiger, glatzköpfiger Berater erwartete ihn schon. Kommen Sie, rief er, ich habe wenig Zeit. Wilhelm konnte den Kerl noch nie leiden. Gelangweilt spielte der Glatzkopf mit zwei Murmeln zwischen den Fingern: Die Zeiten haben sich geändert, sagte er. Hm, sagte Wilhelm. Wir können nichts mehr drehen, sagte der Glatzkopf, es fehlt Sicherheit. Sie fahren ständig am Limit, da fehlt einfach die Sicherheit. Sicherheit, sagte Wilhelm. Tut mir leid, sagte der Glatzkopf, da müssen Sie selbst ein bisschen rechnen. Aber das schaffen Sie schon. Wilhelm stand auf, ging auf ihn zu, zog ihn am Kragen hoch und rief: Du blöde Arschglatze, und gab ihm eine heftige Backpfeife.

Wilhelm ging in den »Grünen Krug«. Er zitterte. Er setzte sich an seinen Platz und brauchte mehrere Biere und Schnäpse, bis er sich wieder beruhigt hatte. Er nahm eine Selbstgedrehte nach der anderen aus der braunen Blechbox, die ihm seine Söhne zum Vatertag geschenkt hatten. Anders, seine Frau hatte sie gekauft, seine Söhne hatten sie ihm mit feierlicher Miene überreicht, bevor er mit ihnen in den Wald gegangen war, in die angrenzen-

den Schrebergärten, wo die Kinder in einer kleinen Wirtschaft Limonade bekamen und er Bier und Schnäpse trank. Wilhelm hatte sich wieder gefangen, stützte seinen Kopf auf die Faust und sah aus dem Fenster; dort nahmen sie den Festschmuck des Schützenvereins wieder ab, niemand trug mehr eine Uniform. Der König ist tot. Alles abgeblasen. Dass er heute weit später als üblich nach Hause kam, war kein Problem; er hatte der Nachbarin gesagt, es kann länger dauern. Er hatte einen letzten Kurzen getrunken und seine Zigaretten eingesteckt. Da kam der Verrückte von gestern wieder an seinen Tisch und setzte sich einfach hin. Wilhelm fehlte die Kraft zur Gegenwehr. Du schon wieder, sagte Wilhelm. Mein Angebot, sagte der Andere. Ne, sagte Wilhelm. Er musterte den Anderen. Der hatte doch nicht mehr alle Tassen im Schrank. Trinken wir erst mal, sagte der Andere, ich lad' dich ein. Wilhelm sagte nichts, und dann kamen schon die Schnäpse. Theodor, sagte der Andere mit zuckenden Augenlidern und prostete ihm zu. Woher, sagte Wilhelm, kommst Du denn eigentlich. Von Korsika. Nein, sagte der Andere, aus Lüdenscheid. Ich regiere vom Exil aus. Dann hast Du wohl viel zu tun, als König, sagte Wilhelm. Ja, sagte der Andere. Die letzten Jahre habe ich Beute gemacht. Du bist also König, sagte Wilhelm. So richtig mit Krone. Die Neuhoffs tragen keine Kronen, sagte der Andere, die sind Seeräuber. Seeräuber, sagte Wilhelm. Und was willst Du von mir. Dich ins Boot holen, sagte der Andere. Ich werde Korsika zurückerobern. Und ich brauche einen Adjutanten. Wieso mich, sagte Wilhelm. Man sagt, Du bist ein feiner Kerl, sagte der Andere. Nein, sagte Wilhelm, das ist nichts für mich. Ich bereite alles vor, sagte der Andere und donnerte entschlossen mit der Faust auf den Tisch. Ich hol mir meinen Thron zurück. Und Du kannst mit. Noch bevor Wilhelm was sagen konnte, war Theodor aufgesprungen. Der Wirt hatte ein Tablett voller Gläser zu Bo-

den fallen lassen. Theodor hatte sich geduckt und war wie vom Hafer gestochen aus der Kneipe gerannt. Dreh nicht so am Rad, sonst kommste nicht mehr rein, rief der Wirt. Wilhelm sah dem König von Korsika durch das milchige Glas noch lange nach.

Er schlief in dieser Nacht schlecht. So viel Bier, so viel Schnaps und so viele Zigaretten. Er war fast siebzig. Noch vor dem Morgengrauen wachte er auf und schlief nicht wieder ein; er erinnerte sich an einen Traum. Zum ersten Mal in seinem Leben: Er schob seine Mutter im Rollstuhl einen langen Feldweg entlang, an dessen Ende ihr Gehöft liegen sollte. Schon im Traum wunderte sich Wilhelm. Sie hatten immer nur in schmucklosen Arbeitersiedlungen gelebt, die letzten Bauern in seiner Familie hatte es vor Jahrhunderten gegeben. Der Traum wurde schlimm: Denn als sie am Hof ankommen sollten, war er verschwunden, anstelle des Hofes nur noch eine merkwürdig graue Brache, auf der nichts mehr wuchs. Es ist, wie es ist, dachte Wilhelm, die Verrückten machen einen verrückt, das war schon immer so, Amen.

Als er am Morgen den schmalen Umkleideraum der Sparkasse betrat, fiel ihm der Umschlag auf, an seinen Schrank geklemmt. Er nahm seine Brille. Amtlicher Schrieb. Man danke ihm für seine Treue, für seine gewissenhafte Amtsausübung, aber man habe entschieden, ihn zum Ende des Monats freizusetzen. Als Geschenk zu seinem runden Wiegenfest. Man habe lange überlegt und es sich nicht einfach gemacht, man sei abgrundtief dankbar, man wünsche ihm alles Gute im Ruhestand, man werde ihn in bester Erinnerung behalten. Wilhelm war so außer sich, dass er weinte. Das war ihm noch nie passiert. In aller Öffentlichkeit. Am frühen Morgen.

Er blieb vor der Bücherei einen Moment neben Otto Maloche stehen, einer gusseisernen, lebensgroßen Figur, die zum Symbol für die Stadt geworden war: Otto Maloche steht, auf seine Schmiedezange gestützt, seit

Jahrzehnten da und wischt sich mit angestrengter Miene den Schweiß von der Stirn. Wilhelm setzte sich hin. Alles tat ihm weh. Das war's, dachte er. Mehr nicht. Immer nur: Das war's. Er suchte nach einer Lösung. Er wusste nicht, ob seine Frau das verkraften würde. Wie auch immer: Es musste sein. Heute würde alles noch so laufen wie bisher. Ein letztes Mal. Nachdem er fast zwei Stunden so gegessen hatte, betrat er die Leihbücherei. Er ließ sich diesmal mehr Zeit, las mit seiner kleinen Brille jede Beschreibung auf der Rückseite der Verpackungen, die Scheiben mit Filmen enthielten, und fand noch einen, von dem er meinte, seine Frau habe ihn noch nicht gesehen. Dann humpelte er zu den Bücherregalen und suchte einen der schwersten Bände, den die Leihbücherei hatte. Das dickste Geschichtsbuch, das er finden konnte. Er setzte sich an einen ungestörten Platz, nahm seine kleine Brille heraus und suchte, mit dem Finger unter den Zeilen, nach dem König von Korsika. Er bewegte die Lippen, als er den Artikel las. Theodor Neuhoff. Abenteurer. Es stimmte alles. Er hatte die Korsen überrumpelt, und sie hatten seinen leeren Versprechungen in größter Not geglaubt und ihn zum König gekrönt. Er hatte sein eigenes Königreich gehabt. Das war sein Traum gewesen, und selbst in den letzten Jahren seines Lebens, als man ihn längst in einer kleinen Barke von der Insel gejagt hatte, als er schon halb erblindet und völlig verarmt war, erzählte er weiter von seinem Traum des eigenen Königreichs, und fand den einen oder anderen, der ihm Geld oder Essen gab für seine Geschichte.

Auf dem Weg zum »Grünen Krug« war Wilhelm hin- und hergerissen. Einerseits hatte er den Brief mit seinem Rausschmiss in der Innentasche; er gehörte nach Hause. Zu seiner Frau, dem Brot und dem Mineralwasser und den Spätnachrichten und dem Tierkanal. Die Stunden bis zum Abend könnte er wandern. Wie an Feiertagen, wie früher. Andererseits wollte er Theodor Neuhoff aus

Lüdenscheid wiedertreffen. Es gab in diesem Moment des Zauderns zwei Wilhelms: Wilhelm, den entlassenen Sparkassenwächter, der in einigen Tagen siebzig wurde. Dessen Leben vorbei war. Und Wilhelm, den Abenteurer, der sich nichts sehnlicher wünschte, als von diesem Scharlatan an die Hand genommen zu werden und dahin zu gehen, wo nicht mal die besten Tierfilmer hinkamen. Kein Mensch saß im »Grünen Krug«, als Wilhelm die Kneipe betrat. Es war Vormittag. Der Wirt sah Wilhelm erstaunt an. So früh hatte er ihn noch nie gesehen, nicht mal an den Wochenenden. Wilhelm sah sich um, ging sogar in den Gang, der zu den schäbigen Klos führte. Was für ein Unsinn, hier nach einem König zu suchen. Suchst Du Deinen Kollegen, sagte der Wirt. Wo ist er, sagte Wilhelm. Muss mit ihm sprechen. Der Wirt lachte. Der Penner ist weitergezogen, sagte er, ein Glück. Bis zum Abend trank Wilhelm viele Biere und Schnaps. Er war betrunken, als er sich auf den Rückweg machte. Er blieb am Schaufenster der Lokalzeitung stehen. Dort hingen schon die Nachrichten von morgen. Wilhelm nahm seine Brille heraus. Er schüttelte den Kopf: Das gibt es nicht. Das kann nicht sein. Erste Schlagzeile: Mitbürger wird König. Zweite Schlagzeile: Stadtrat beschließt in Eilsitzung: Theodor Neuhoff zweiter Ehrenbürger nach Otto Maloche.

Im Bungalow angekommen tat Wilhelm so, als wäre nichts geschehen. Er erwähnte nicht, dass sie den Bungalow aufgeben mussten. Er verlor kein Wort über Theodor Neuhoff. Seine Frau durfte sich nicht aufregen. Das konnte sie töten, sagten die Ärzte. Gegen jede Gewohnheit sah er sich den Film an, den er seiner Frau gebracht hatte. Er bekam nichts davon mit. Auf der Stelle schlief er vor dem Fernseher ein, kein Mineralwasser und keine Brote, was seiner Frau aber nicht auffiel, weil sie guckte und qualmte. Später schaltete Wilhelm auf den Tierkanal. Es ging um Wildhunde, und wie gering die Chancen

sind, dass auch nur ein Junges aus dem Wurf das erste Jahr überlebt, wie es für sie immer schwieriger wird, weil die Menschen alles aus dem Gleichgewicht bringen. Wilhelm hatte seine Frau ins Bett gebracht. Wie jeden Abend. Ihr in den Schlafanzug geholfen und sie zugedeckt. Er legte sich neben sie. Sie hielten sich an den Händen, ab und zu machten sie das, besser, ab und zu verlangte seine Frau im Bett nach Wilhelms Hand, die er ihr ohne Widerwillen reichte. Er hörte sie gleichmäßig atmen. Schlafen konnte er nicht. Langsam löste er ihre Hand aus seiner und ging in die Küche. Er leerte eine Flasche Mineralwasser und starrte die Wand an. Dann nahm er das Telefon und rief seinen Sohn in New York an. Er bat ihn, sich um die Formalitäten zu kümmern. Er hatte mehr Ahnung davon. Als hätte sein Sohn schon damit gerechnet, machte er sofort genaue Angaben, was für den Bungalow zu erwarten ist, was nach Abzug der Kredite übrig bleibt, welche Wohnung zur Miete in Frage kommt. Als Wilhelm aufgelegt hatte, fühlte er sich besser. Seine Frau schlief tief und fest, als er sich wieder neben sie legte. Wir zwei Königskinder. Eine Mietwohnung, dachte er. Eine Einliegerwohnung in der Nähe vom Altmarkt, nahe der Leihbücherei, mit separatem Eingang. Besser als nichts. Seine Frau nahm seine alte, trockene Hand in ihre. Plötzlich hatte er starke Schmerzen in der Brust. Alles krampfte sich zusammen. Er rief um Hilfe, aber sein Schreien erstickte. Er wusste nicht, was er machen sollte. Seine Frau wachte nicht auf, nicht mal ihre Hand konnte er drücken. Nach kurzen Momenten war alles vorbei. Ein Alptraum, dachte er, als er schweißgebadet erwachte. Er hatte keine Schmerzen. Nicht mal im Rücken, der ihm sonst zu schaffen machte. Jemand bollerte an die Tür. Draußen war Trubel. Wilhelm zog sich schnell was drüber und öffnete: Was für ein Hallo! Da stand Theodor Neuhoff aus Lüdenscheid, rechtmäßiger König von Korsika, und reichte ihm die

Hand. Hinter ihm: Ein langer Tross. Moderne, gepanzerte Limousinen. Was machst Du denn hier, rief Wilhelm. Immer noch ganz erstaunt. Ich fahre jetzt, sagte Theodor. Du kommst mit. Einfach so, sagte Wilhelm. Einfach so, sagte Theodor. Seine Frau ließ sich anstandslos anziehen. Sie glaubte wohl, sie träume noch. Sie glaubte wohl, das sei noch der Film vom Abend davor. In weniger als zehn Minuten hatte Wilhelm alles, was ihr Leben war, in zwei Koffer gepackt. Seine Frau trug einen schönen Hosenanzug, den er ihr für Weihnachten gekauft hatte. Wilhelm sah ein letztes Mal nach dem Garten. Wer anders würde hier bald Erbsen züchten. Theodor begrüßte Wilhelms Frau wie eine alte Freundin, hakte sich bei ihr unter und führte sie zur Tür hinaus. Beeilung, sagte Theodor. Das Schiff geht bald.

Jupp

Jupp schläft.

Es ist vier Uhr früh. Jupp schnarcht laut und wälzt sich hin und her, in einer Stunde muss er aufstehen, er wird sich mit der Hand über den Schädel fahren, er wird sich zuallererst im Hof übergeben, sonst hat das alles gar keinen Sinn, er wird den Abend davor ebenso verfluchen, wie er den verfluchten Hans verfluchen wird.

Eine Spätsommernacht. Eine Wohnung mit zwei Zimmern, Küche, kein Bad. Bald wird es hell. Mittlerweile hat Jupps Familie mehr Platz als noch vor einigen Jahren. Ihr Haus war eins der wenigen in der Straße, das nicht weggebombt wurde. Ein Zimmer mussten sie nach dem Krieg an eine alte Dame abgeben. Wohnraum war knapp. Die Dame lebte im Wohnzimmer und sprach fast nie ein Wort.

Was der Familie blieb, waren die Küche und das zweite Zimmer. Dort schliefen sie alle. Die Eltern im Bett, Jupps kleinste Schwester zwischen ihnen in der Mitte, die größere Schwester auf einem schmalen Sofa davor. Und Jupp, da malochte er natürlich schon, hatte ein Schrankbett. Das wurde abends ausgeklappt und tagsüber hochgeklappt. Mit Gardine davor. Seit die alte Dame ausgezogen ist, schläft Jupp im Wohnzimmer. Allein. Besser so, gerade bei der Schnarcherei. Die hat er aber nur, wenn er besoffen ist. Richtig besoffen.

Die Toilette ist auf dem Flur. Gebadet wird einmal in der Woche, und zwar draußen in der Waschküche. Noch ein bisschen früher, aber diese Zeiten sind zum Glück vorbei, da mussten die Bergleute ihr Kohlenzeugs zu Hause waschen. Was für ein Zirkus. Erst badete die ganze Familie, dann wurden die von Kohlenstaub und Dreck kaum noch also solche zu erkennenden Kleidungsstücke eingeweicht und gewaschen und getrocknet.

Jupp schläft. Er wälzt sich hin und her. In einer Dreiviertelstunde muss er aufstehen.

Sein älterer Bruder hatte ihn gewarnt. Halbherzig und mehr schlecht als recht, aber immerhin. Er hatte es zumindest versucht, indem er erzählte, wie es da unten läuft. Im Abbau hast du dreißig Grad, hatte er gesagt, manchmal mehr, musst du aushalten. Gewöhnst du dich zwar dran, aber musst du aushalten. Und manchmal, je nach Wetterzug, ist es arschkalt. Stell dir vor, du kommst aus der prallen Sonne und am Schacht schlottern dir die Knie vor Kälte. Eine Luft wie im Schwarzwald. Musst du deine Jacke anziehen. Erkältest dich schneller als in Sibirien. Und dann wieder Hitze und Dreck und Staub. Überleg dir das gut, hatte er gesagt. Und der Krach, so ein Scheißkrach. Der Hobel geht auf, der Hobel geht ab, die Kohle knallt in den Panzer, hinten kommt der Bruch runter, das aufgelockerte Gebirge verschließt wieder den entstandenen Hohlraum, es bricht nach. Anständig schlafen, hatte er gesagt, das kannst du vergessen. Die Wechselschicht macht dich kaputt. Was willst du denn unbedingt da unten, hatte Jupps Bruder dann gefragt. Woanders ist auch schön. Ich will Geld verdienen, hatte Jupp geantwortet. Ich will heiraten. Ich will ein Haus bauen. Und es war klar, dass es irgendwann so kommen würde. Jupp war stur. Das lag in der Familie. Später kam Jupp mal einer dumm, so ein Kerl aus dem Nachbarhaus, der in den Stahlwerken am Stadtrand arbeitete. Warum machst du die Scheiße denn mit, komm zu uns, da hast du wenigstens Licht. Jupp musste nicht lange über eine Antwort nachdenken: Ich brauch kein Licht, sagte er. Und bevor du mit Malochen anfängst, bin ich schon das erste Mal müde.

Jupp wollte nie was anderes. Alle Männer bei ihnen waren doch Bergleute geworden. Und seinem Vater, das wird Jupp niemals vergessen, das wird er noch seinen Kindern erzählen, die er irgendwann haben wird, seinem Vater hat die Schufferei unter Tage das Leben gerettet. Der war so

ein verkappter Kommunist, der mit dem Hitler nichts anfangen konnte und nichts anfangen wollte, aber was brachte das, in den letzten Kriegsjahren zogen sie ihn ein, Jupps Vater kam an die Ostfront, Jupps Vater wurde verwundet, Granatsplitter im Gesicht, einige Tage lang war er fast blind, kam aber mit dem Leben davon. Und als er im Lazarett lag und das Schlimmste zumindest fürs Erste überstanden hatte, kam so ein Kerl da durch und fragte, wer Bergmann sei. Jupps Vater meldete sich, und das rettete ihm das zweite Mal das Leben: sofort ab nach Hause. Die Rüstungsindustrie produzierte auf Hochtouren, also brauchten sie die Bergleute, um die Kohlen aus der Erde zu holen. Man brauchte Koks. Man brauchte Stahl. Man brauchte Waffen. Als sein Vater nach Hause zurückkam, war Jupp natürlich klein, aber er weiß noch, wie er in das alte, erleichterte Gesicht des Vaters sah. Wie froh der war. Wie er später erzählte, dass er alle, die keine Bergleute waren, nie wieder gesehen hat.

Jupps älterer Bruder war auch Kohlenhauer gewesen, der kannte sich aus, der war aber schon raus, als Jupp anfing. Das Hangende war runtergekommen, und Jupps älterer Bruder lag stundenlang eingeklemmt da, mit gebrochenen Knochen, der dachte sich, das war's, der dachte sich, die Sonne sieht er nie wieder, der fragte sich, ob das die Maloche wert war. Aber sie holten ihn raus, und sie flickten ihn zusammen, nur anfahren wollte er seitdem nicht mehr, sie fanden was für ihn in der Kokerei, und nach einem Jahr hatte er nur noch ein taubes Gefühl im Bein und ein Bangegefühl im Kopf, das ihm schlechte Träume und Schweißausbrüche bescherte, nicht jede Nacht, aber oft genug.

Jupp schläft. Zwischendurch wacht er kurz auf, rollt sich auf die andere Seite, schmatzt, fühlt das Pochen in seinem Schädel und ist gleich wieder weg. In einer halben Stunde muss er aufstehen.

Jupps Vater ist ein lieber Mensch. An und für sich. Aber er kann auch jähzornig werden und cholerisch, wenn es nicht nach seinem Willen geht. Ein Dickkopf, der gern Späße macht, der gern Witze erzählt, der aber oft misstrauisch und deprimiert ist, seit er für den Hitler losgeschickt wurde. Und seit einer seiner Jungs gestorben ist, kurz nach dem Ende des Elends, hat er Wasser getrunken beim Spielen, aus einem Bombenkrater, und es ging ihm bald schlecht, und sie haben ihm in ihrer Not Milch zu trinken gegeben, bevor sie ihn ins Krankenhaus brachten, aber keiner konnte ihm mehr helfen. Bleivergiftung. Schlimme Geschichte, als wären die Jahre nicht eh schon voll gewesen von schlimmen Geschichten. Über den Rest immerhin, darüber, was jetzt ist, kann er sich nicht beklagen. Seine beiden anderen Söhne machen ihren Weg. Die Kleinste geht noch zur Schule, aber die ältere Tochter ist schon in Stellung gegangen, Haushaltshilfe in einer Gärtnerei in der Nähe, da wohnt sie jetzt auch. Seit Kriegsende arbeitet Jupps Vater am Koksofen. Als Jupp noch kleiner war, da ist er mit der Schwester oft auf eine Halde geklettert, gegenüber von der Kokerei. Und manchmal haben sie den Vater gesehen und gewinkt. Und der hat zurückgewinkt. Jupp weiß auch noch, wie er das Geld abholen musste. An der kleinen Markenkontrolle warten, wenn der Vater Mittagsschicht hatte. Das Geld der Mutter bringen, damit die gleich einkaufen gehen konnte. Sie haben es wirklich nicht schlecht. Es gibt die Deputatkohlen, viele Tonnen pro Jahr, im Winter haben sie es immer warm, während andere Familien sich die Wärme teuer kaufen müssen, obwohl sie alle ja auf Kohlen wohnen. Manche haben einen kleinen Reibach gemacht und immer was von ihren Deputatkohlen verscheuert, das durfte nur nie rauskommen.

Jupps Vater ist ein lieber Mensch, an sich. Wegen ihm hat Jupp auch auf dem Pütt angefangen. War er gut gelaunt, dann hat sein Vater ihm manchmal Geschichten erzählt

von früher. Wie sie die Kohlen vor gar nicht langer Zeit noch mit dem Abbauhammer gelöst haben, der erste Hobel kam ja erst in den Vierzigern unter Tage. Wie sein Alter, Jupps Opa, sogar noch mit Eisenstange und Schlägel hantieren musste, die ganz alte Schule. Wie sauschwer die Akkuleuchten früher waren, fünf Kilo nur für ein bisschen Licht, das muss man sich mal vorstellen. Wie sie noch Lederhelme trugen, wie es damals von der Zeche nur den Helm, die Arbeitsschuhe und das Arschleder gab, den Rest brachte jeder selber mit, und gewaschen wurden die Brocken eben zu Hause. Ohne Arschleder war nichts zu machen, da wäre deine Buchse nach spätestens zwei Tagen durch gewesen, wenn nicht sogar früher. Besonders von den Pferden erzählte Jupps Vater gern: Die hatten die Wagen unter Tage gezogen. Die hatten oft nichts anderes mehr gekannt, waren sie erst unten, war es für immer vorbei mit dem Tageslicht. Aber auch Pferde hatten Vorschriften. Wie lange sie arbeiten, wie schwer sie schleppen, wie viele Wagen sie ziehen durften. Manche Pferde, darauf bestand Jupps Vater, konnten sogar zählen. Jupps Vater bestand nicht auf vielen Dingen, wohl aber darauf, worüber er reden wollte und worüber nicht. Über den Bergbau schon. Über den Krieg nicht. Fragte man ihn danach, wurde er manchmal wütend. Stattdessen erzählte er Jupp immer von einem Dorf im Krieg, in dem es lauter sprechende Hunde gegeben habe anstatt der Menschen, aber mehr dürfe er nicht sagen, das habe er den Hunden damals versprechen müssen. So ein Kerl ist Jupps Vater. Und Jupp ist ihm ähnlich, ob er will oder nicht. Jupp schläft noch immer. In einer Viertelstunde muss er aufstehen.

Barbara

Bald dreht sich der Wind, bald nimmt das alltägliche Verhängnis seinen Lauf. Die frisch gewaschene Wäsche auf der Leine im Garten bleibt nur kurze Zeit weiß. Schon setzt sich der Dreck der Zechen in ihr fest. Schmutziggraues Bettzeug vor Mehrfamilienhaus mit schmuckloser Fassade. Passanten auf dem Bürgersteig, ältere Menschen, zerfurchte Gesichter. Jacken, Schuhe und Hüte in gedeckten Farben. Ein Hochbunker mit weggebombter Ecke. Schrebergärten vor dem Stahlwerk. Taubenschläge neben dem Förderturm. Wenig einladendes Grau. Florierende Nachkriegszeit, staubige Bergarbeitersiedlung. Der Straßenzug: unvollständig. Einige Brachflächen, auf denen der Schutt zwar weggeräumt ist, aber noch keine neuen Häuser errichtet worden sind. Jetzt betritt ein Mädchen diese Straße. Sie geht vorbei am Schuppen von Tönies, dem alten Nazi, der keifend einige Scherben zusammenkehrt und auch für das Mädchen nur einen hasserfüllten Blick übrig hat. Jeder kann das gewesen sein, und jeder würde es ihm gönnen.

Das Mädchen trägt ein buntes Kleid und pfeift vor sich hin. Es hat heute in der Bäckerei gearbeitet, dort hilft es aus. Man hat was zu tun. Man verdient Geld. Man hat immer was im Bauch. Es ist Mittag, und es ist das geworden, was das Mädchen vermutet hat: ein heißer Spätsommertag. Man sieht es auf Fotos aus der Zeit: Das Mädchen fällt auf. Wie es gekleidet ist, wie es frisiert ist, vor allem die Augen, vor allem der Blick. Kurz und gut, es ist verdammt hübsch. Alle erzählen davon, wenn man mit ihnen über das Mädchen redet. So strahlend und offen, dass nichts auf die widrigen Umstände hindeutet.

Das Mädchen heißt Barbara. Sie trägt die Tageszeitungen aus, wenn es ihrer Mutter zu viel ist. Und es ist der Mutter oft zu viel. Das Geld darf sie nicht behalten. Das versteht sich von selbst. Und die Tageszeitung und die Bäckerei

sind nicht ihre einzige Arbeit. Sie hat die Schule nach wenigen Jahren verlassen und eine Lehre zur Näherin gemacht. Und manchmal hilft sie noch dazu in der Konservendosenfabrik am Fließband aus. Auch dieses Geld muss sie an die Mutter abtreten. Und zwar restlos. Manchmal versteckt sie was vor ihr, wenn sie Trinkgeld bekommt in der Bäckerei oder eine Stunde mehr arbeitet, und es ihr gelingt, das zu verschweigen. Sie kann geschickt sein, gut im Verbiegen der Wahrheit, sie muss makellos lügen können, weil es sonst Schläge und Verachtung gibt. Barbaras Mutter ist ein gnadenloser Mensch.

Viele Familien schaffen es längst, sich über Wasser zu halten. Nicht die von Barbara. Da hilft es auch nichts, dass sie nach der Schutzpatronin der Bergleute benannt ist. Heilige Barbara, Retterin vor Feuer und Fieber, Pest und Tod. Doch in diesem Fall streckt die Schutzgebende machtlos die Waffen: Die Familie gehört schlicht und einfach zu den Ärmsten unter den Armen. Sie tragen Kleidung, die ihnen geschenkt wird, sie spekulieren auf die Großzügigkeit des Bauern nebenan, bei dem ab und zu ein bisschen Obst oder Gemüse und manchmal eine Kanne Milch abfällt. Barbara träumt von einem anderen Leben, von einem anderen Ort. Sich nicht mehr um die kleinen Geschwister kümmern müssen. Nicht mehr in stickigen Wohnungen hausen, wo die Mutter streng regiert wie eine kalte Königin über ihr längst zerfallenes Reich. Nicht mehr umziehen, denn das macht die Familie oft, die kleine und lichtlose Bleibe gegen eine etwas größere, dafür aber noch dunklere Behausung tauschen oder umgekehrt, rastlos von einer Stadt in die andere. Nicht mehr zusehen, wie der Vater leidet. Ehemals Bergmann, jetzt schon Vollinvalide, obwohl noch im besten Alter. Was nutzt da das schönste Wirtschaftswunder. Erst der Krieg, dann die Staublunge, Silikose, das kommt ja nicht von den Kohlen, das ist der verdammte Gesteinsstaub, da machst du nichts. Barbara will fort von alledem.

Sie trägt die Zeitungen aus. Und einmal im Monat kassiert sie das Geld dafür. Heute ist es wieder so weit, sie hat auch schon öfter vor diesem Haus gestanden, aber vielleicht war sie später da oder früher, jedenfalls ist nie etwas passiert, was ihr Leben hätte auf den Kopf stellen können. Zumindest bis zu diesem heißen Spätsommertag. Sie sucht den Namen auf dem Klingelbrett und drückt und geht ins Haus. Zweiter oder dritter Stock. Barbara steht vor der Wohnungstür, und es öffnet ihr ein junger Mann. Nicht viele Worte werden gewechselt. Geld wird gezahlt. Das war's. Na gut, nicht ganz: Wie heißt du denn, fragt Barbara. Jupp, sagt der junge Mann. Gehst du auf den Pütt, fragt Barbara. Ich bin Kohlenhauer, sagt der junge Mann. Der Jupp vom Pütt, sagt Barbara. Und lächelt. Und geht. Als sie wieder im Hof steht, ist die Sache klar: In den nächsten Tagen wird sie nochmals klingeln. In den nächsten Tagen wird sie die Zeitung persönlich überreichen. Das ist frech, das gehört sich nicht. Umso besser. Sie denkt über seinen Namen nach, als sie den Hof verlässt. Sie achtet gar nicht auf die im Wind flatternde Wäsche, für die eh schon alles zu spät ist. Jupp, der Kohlenhauer.

Jupp und Barbara

Der letzte Spätsommertag. Keine Wolke am Himmel. Nicht mal die Ahnung von Herbst. Schon in der Nacht hat es Gewitter gegeben und ein Blitz in die, wie könnte es anders sein, Laube vom alten Tönnies einschlagen, gerade fluchend frisch verglast, und die Hütte würde lichterloh brennen und nicht wiederaufgebaut werden. Aber noch scheint die Sonne. Ein warmer Freitag. Jupp hat sich die besten Sachen angezogen, aber mach es nicht so feierlich, hat ihm seine Mutter geraten, immerhin, seine noch längst nicht wieder vorhandene Frisur steht im Kontrast zu seinen ordentlichen Stoffhosen, den Schuhen und dem blütendweißen Hemd, das ihm seine Mutter aus dem Schrank des Vaters gegeben hat. Wer, hat Hans wissen wollen, wer denn, und eine ganze Reihe von Namen genannt, aber Jupp hat sich einen Spaß daraus gemacht und ihn auf falsche Fährten gelockt. Er wartet also vor der Kneipe, die sie beide kennen, er raucht nervös seine Zigarette. Und dann noch eine. Sie hatte nicht gewollt, dass er sie abholt, es hätte nur wieder Ärger gegeben mit der Mutter, und den wollte sie heute um jeden Preis vermeiden. Als Jupp sich schon Sorgen macht, kommt Barbara um die Ecke. Er hebt seine Hand kurz, um sie zu grüßen, dann ist ihm das peinlich, und er lässt sie wieder sinken. Er wird puterrot. Und auch Barbara, das will schon was heißen, weiß nicht so richtig, was sie machen soll, und bleibt vor ihm stehen und sagt: Schön. Und Jupp: Ja.

Es waren vielleicht drei Wochen vergangen, bis Barbara wieder bei ihm geklingelt hat. Sie hatte es schon einige Tage nach ihrer ersten Begegnung nochmals versucht, aber da war nur der unwirsche Vater an die Tür gekommen, sie hatte ihn aus dem Schlaf geklingelt, und er hatte ihr die Zeitung abgenommen und nicht begriffen, was es da zu klingeln gab. Der Briefkasten, hatte sie gestammelt, stimmt was nicht, geht nicht rein, die Zeitung. Glaub ich

nicht, hatte Jupps Vater gesagt und den Kopf geschüttelt, wieso soll die nicht reingehen? Ist der Jupp da, hatte sie noch gefragt, und der Vater hatte, da schloss er die Tür schon wieder, nur gegrummelt, ne, der ist am Malochen. Sie hatte Zeit verstreichen lassen, sicherheitshalber. Sie hätte keine Erklärung mehr gehabt, warum sie die Zeitung nicht einfach in den Briefkasten steckt. Sie hätte Jupp natürlich abfangen können, sie weiß ja, wann die Schichten auf dem Pütt anfangen und enden, sie hätte irgendwo wie zufällig warten können, aber sie fürchtete, dass gar kein Gespräch zustandekommen würde. Sie hatte im Gefühl, dass sie nur eine Chance hätte. War sie jemals so nervös, weil sie irgendwo klingeln musste? Barbara hat früh gelernt, dass man sich durchsetzen muss. Dass man die Klappe aufreißt, bevor es andere machen. Sie war dabei nie so unverschämt wie ihre Mutter, aber trotzdem weiß sie, wie man kämpft. Das muss sie wissen, sonst wäre sie längst vor die Hunde gegangen. Also: Sie klingelte. Sie ging die zwei, drei Stockwerke hinauf. Sie hatte Glück. Der schüchterne, schlanke, verschämte, maulfaule, junge Mann öffnete ihr die Tür. Hemd, Hosenträger, Hausschuhe. Er war überrascht, er war überfordert, wie sollte man ihm das nicht anmerken. Aber Barbara, das muss noch erwähnt werden, war vorbereitet. Sie hatte eine Quittung in der Hand, die kein Mensch brauchte. Die sei sehr wichtig, sagte sie, die habe sie neulich vergessen, falls die Eltern fragen würden, und so weiter. Nicht dass du Ärger kriegst, sagte sie. Danke, sagte Jupp. Und blieb stehen. Und sie wusste, es gibt manchmal nur eine Chance, also fragte sie ihn einfach. Eigentlich lud sie ihn ein. Sie redete von so viel Arbeit und vom wenigen Platz, den sie in ihrer Wohnung hätten, und dass sie endlich mal abends rausmöchte. Und dann sagte sie: Komm doch mit, Jupp vom Pütt. Und Jupp sagte: Ja, gut. Barbara und Jupp sind früh genug an diesem Abend da, um noch einen freien Tisch zu finden. Der Schankraum

ist klein. Sie sind ordentlich angezogen, man merkt ihnen die Aufregung an. Beim alten Knurrkopf hinter der Theke bestellt Barbara ein Glas Wein und Jupp ein Bier, außerdem nehmen sie die langen Würste mit Kartoffelsalat. Die sollen gut hier sein, sagt Jupp. Und Barbara: Bestimmt sind sie gut. Die Sportplatzklause liegt auf halbem Wege zwischen den Wohnungen der Eltern, bei denen beide noch leben. Barbara hat um Erlaubnis fragen müssen, wenn sie die nicht bekommen hätte, dann hätte sie einen Grund erfunden. Jupp hat nur der Mutter die Wahrheit gesagt, vor dem Vater hat er von Freunden erzählt, mit denen er sich treffe, das kann man finden, wie man will, er ist nun mal schüchtern, und so ganz gelogen ist es ja auch nicht. Sie trinken und rauchen ihre selbst gestopften Zigaretten. Barbara redet mehr als Jupp: Wir wollten in den Zirkus. Dafür haben wir geübt. Als Kinder. Jeden Abend. Das hältst du einfach nicht aus. Nach und nach bekommt auch Jupp die Zähne auseinander. Er erzählt ihr von der versoffenen Geburtstagsidee und vom Preisboxer, und wie er abgehauen ist. Und beide amüsieren sie sich über den Schuppen vom alten Tönnies, über die eingeschlagene Scheibe, ohne zu ahnen, dass der Schuppen am nächsten Tag verschwunden sein wird. Nach dem Essen bestellt er noch ein Bier und sie noch einen Wein, morgen ist Wochenende, warum also nicht. Und dann sagt Jupp doch ein falsches Wort, kurz zumindest: Hartmann. Und Barbara fühlt sich sichtlich unwohl, sie sagt klipp und klar, dass sie ihn zwar kenne, aber nicht leiden könne. Woher kennst du den? Der hat mal meine Schwester besucht, die Berta. Und dann? Nichts und dann. Ich mag ihn nicht. Sie schweigen, und Jupp weiß nicht, wie weiter. Zum Glück fällt Barbara was ein: Hast du Klimpergeld? Ja, hier. Sie werfen einige Münzen in den Spielautomaten, der damals noch eine Sensation ist. Sie gewinnen sogar Geld, Barbara jubelt, Jupp lächelt. Und dann bricht das Eis. Sie trinkt noch einen Wein, er trinkt noch ein Bier. Jupp er-

zählt von seinem Moped, und dass er bald den Führerschein fürs Auto macht, wenn er genug gespart hat. Barbara erzählt vom Stausee in der Nähe, und wie gern sie mal dorthin würde. Jupp erzählt, wofür er so malocht. Barbara erzählt, dass sie rauswill aus der Wohnung, nur weg von dort. Jupp erzählt von den Tomaten im Garten. Barbara erzählt von den Alpen, und wie sie es sich dort vorstellt. Jupp erzählt vom Zelten. Barbara erzählt von Kindern. Jupp erzählt von einem Haus. Und dann ist es wieder still. Dann haben sie sich alles erzählt. Dann sehen sie sich an. Und Jupp wird nicht mehr rot, und Barbara ist nicht mehr verlegen. Sie schauen aus dem Fenster. Es braut sich was zusammen. Der Himmel zieht sich zu, und Blitz und Donner werden kommen. Bevor sie gehen, bestellen sie noch einen Schnaps für jeden. Der alte Knurrkopf stellt ihnen die Gläschen auf den Tisch, schaut sie an, schaut ihn an und ahnt wahrscheinlich nicht, welche Tragweite das hat, was er Barbara und Jupp in diesem Augenblick wünscht: Gute Reise.

Es ist ein kleines, es ist ein schönes Fest. Auf dem Foto sieht Jupp grimmig aus, wie jemand, mit dem man sich nicht anlegen möchte. Er wird nicht gern fotografiert. Besonders nicht so, wie er aussieht auf diesem kleinen, schönen Fest: Er trägt ein edles weißes Hemd und ein schwarzes Jackett, dazu eine weiße Fliege. Das Haar ist akkurat gekämmt und gescheitelt, natürlich, es ist wieder nachgewachsen, und es wird nie wieder so kurz sein, wie es an dem Tag war, als er Barbara traf. Und Barbara? Lächelt ihn an. Mit einem Strauß aus unzähligen roten Rosen in der Hand, von dem sie noch vierzig Jahre später erzählen wird. Sie hat es geschafft. Und er eigentlich auch. Sie haben nicht lange gebraucht für ihre Entscheidung. Man könnte es auf die alten Zeiten schieben oder auf die Umstände, aber das alles trifft es nicht ganz, sie haben sich mehrmals in der Sportplatzklausur getroffen, sie haben Ausflüge ge-

macht zum Stausee und auf die Kirmes, sie haben sich ihr gemeinsames Leben ausgemalt, immer öfter und immer intensiver, und dann, an einem Abend auf dem leer gefegten Marktplatz, als sie in einen Wolkenbruch geraten und innerhalb von Minuten nass sind bis auf die Knochen, als sie unter einem Baum in der Nähe des Hochbunkers Schutz suchen und immer nasser werden, da nimmt Jupp allen Mut zusammen und fragt halt, was man fragen muss: Tun wir uns verloben?

Jupp wird nicht gern fotografiert, das alles ist ihm zu viel. Im Mittelpunkt stehen. Die Hand geschüttelt bekommen. Vor versammelter Gemeinde Sachen sagen wie: Ja, ich will. Sie kennen sich gerade einige Monate, da heiraten Barbara und Jupp. Es geschieht nicht aus der Not heraus, wie man vermuten könnte, es ist nicht der Pragmatismus, dass Barbara so schnell wie möglich aus dem mütterlichen Haushalt fliehen will und sie natürlich wissen, dass sie als verheiratetes Paar vielleicht sogar eine Wohnung bekommen können. Sie mögen sich. Mehr als das. Sie wissen, dass es gut gehen wird. Barbara ist immer noch siebzehn Jahre alt, als sie vor dem Traualtar steht. Sie braucht die Erlaubnis ihrer Eltern, und die bekommt sie auch. Die Mutter ist erst dagegen, weil ihr eine Einnahmequelle unwiederbringlich wegbricht, einerseits. Andererseits ein Maul weniger, das gestopft werden muss. Und der Jupp ist so ein Fleißiger. Kann ja nur gut sein für alle.

Nach der Hochzeit fahren sie mit dem Moped los. Viele hundert Kilometer. Bis nach Bayern. Sie haben kaum Geld. Aber sie haben ein Zelt und sehen die Alpen. Sie wohnen bei einem Bauern auf dem Feld und helfen ihm ein wenig bei der Ernte, dafür bekommen sie Essen, dafür bekommen sie Brot und Wurst für die Reise. Es genügt ihnen. Sie sind das erste Mal in ihrem Leben wirklich allein und wirklich weg von der Familie. Sie sind das erste Mal in ihrem Leben im Urlaub, richtig im Urlaub. Jupp

verliert seine Scheu, wenn Barbara dabei ist, er spricht viel, und er spricht gern, wie man es von ihm gar nicht gewohnt ist. Sie haben es schön. Beim nächsten Mal, sagen sie sich, da fahren wir richtig weit weg. Nach Österreich. In Innsbruck, erzählen sie sich, da bauen sie den Flughafen, da fahren wir hin und schauen zu, wie die Flugzeuge starten und landen. Als sie am Ende ihrer Flitterwochen nach Hause fahren, da wissen sie, dass alles gut werden wird. Sie kennen sich immer noch erst einige Monate, aber es kommt ihnen vor wie Jahre. Hat Jupp jemals einem Menschen so vertraut? Hat er jemals über sich gesprochen? Unwahrscheinlich. Aber das Vertrauen hat auch seinen Preis. Das merkt Barbara, als sie wieder zurück sind. Es geht erst schleichend, dann aber ganz schnell: Jupp ist eifersüchtig. Rasend eifersüchtig.

Obwohl Barbara ihm keinen Grund gibt. Es ist der einzige Schatten, der in den nächsten Jahrzehnten immer wieder eine Rolle spielen wird. Es ist die einzige dunkle Seite, die jemals existieren wird. Bald will er nicht mehr mit Barbara in die Kneipe. Bald will er nicht mehr mit Barbara an den Stausee. Aber das alles verschweigt Barbara ihrer Familie. Die Mutter ist auch rasend: vor Neid auf das, was sie jetzt haben.

Als sie eine Weile aus den Flitterwochen zurück sind, geht nämlich alles ganz schnell: Jupp wechselt die Zeche, wechselt die Stadt, wechselt die Arbeit. Er ist jetzt Gesteinsbauer, er fährt jetzt Strecken auf und ist weg von den Kohlen. Dafür bekommen sie eine Zechenwohnung in einer der Siedlungen, die in der Nachbarstadt wie Pilze aus dem Boden schießen. Sie können es nicht glauben, als sie ihre Wohnung das erste Mal betreten: Es gibt ein Badezimmer, nur für sie. Es gibt eine Küche, und es gibt ein Wohnzimmer, und es gibt ein Schlafzimmer. Kohlenöfen? Natürlich, aber darum müssen sie sich keine Sorgen machen. Es ist schon eine komische Sache, denkt Jupp damals, die Zechen machen zu, und doch haben die, die übrig bleiben,

nicht genug Leute. Vielen ist die Arbeit zu hart, zu schmutzig, zu gefährlich. Viele halten es nicht lange aus. Jupp schon. Im Winter hast du genug Kohle für lau, und Überschichten bringen richtig Geld. Und jetzt sogar eine Wohnung. Außerdem, und darüber ist Jupp heilfroh, muss er als Bergmann nicht zum Wehrdienst.

Als Barbara und Jupp in ihre erste gemeinsame Wohnung ziehen, da haben sie: so gut wie nichts. Nicht mal ein richtiges Bett. Es gibt eine Schlafcouch, und es gibt einen Schrank, das ist ihr Schlafzimmer am Anfang. Fast alle Dinge kaufen sie auf Pump. An ihrem ersten Tag nach dem Einzug fahren sie mit dem Moped in die Stadt und besorgen sich Gardinen. Sogar ein Elektroherd wird herangeschafft, Jupps Vater hat ihn gekauft, kriegt ihn aber nicht angeschlossen, das Ding will und will nicht laufen, also überlässt er ihn seinem Sohn und der Schwiegertochter, die ihm im Gegenzug zwei Kochplatten schenken. Tauschgeschäfte. Eine Schrankwand aus Furnierholz bekommen sie von einem Großonkel geschenkt, einen Sessel, ein kleines Küchenbuffet und ein kleines Sofa kaufen sie auf Raten im Möbelhaus. Besteck und Teller und Tassen – auch geschenkt. Ein Regal zimmert Jupp mit seinem Vater zusammen.

Jupp malocht hart, aber es reicht oft hinten und vorne nicht. Manchmal übernehmen seine Eltern diese oder jene Rate für die Möbel, die sie sich gekauft haben. Barbara findet Arbeit in einer Näherei für Sportbekleidung, auch sie arbeitet viel, auch sie arbeitet hart. Sie haben also nicht viel, sie leben trotzdem gut. An den Wochenenden besuchen sie Jupps Eltern und Barbaras Eltern. Im Winter sitzen sie mit Barbaras Mutter manchmal im Dunkeln im Wohnzimmer, weil der Strom mal wieder abgeklemmt ist. Obwohl sie selbst nichts haben, zahlen sie manchmal die Rechnung, und die Mutter dankt es ihnen kaum: Wärs du noch hier, dann müsste ich jetzt nicht bei euch betteln.

Am Meer

Meine Mutter meint: Ach, schön hier. Mein Vater hat schon das Poloshirt ausgezogen und trägt sein Feinrippunterhemd. Ruhrpottsmoking. Ich leg mich hin, ruft er mir zu. Du holst die Koffer aus dem Auto und dann fängst du mir Würmer. Wenn ich aufstehe, geh ich angeln. Ich nicke. Man kann das Meer von hier aus nicht sehen, niemals. Aber man kann es riechen, überall. Schmeckst du das Salz auf den Lippen? Seit Tagen schon. Wir sind an der Nordsee. Nicht direkt, wir sind doch unserem Geld nicht böse, sagt meine Mutter. Wir wohnen in Petersgroden, wie jedes Jahr. Eine Ferienwohnung mit schlichter Ausstattung und vielen Fliegen. Gegenüber hat der Milchbauer seinen Stall, hundert Kühe treibt er jeden Tag von der Weide über die Landstraße zu den Melkmaschinen. Das mit den Regenwürmern hat mir mein Vater so erklärt: Früher haben sie die mit Strom gejagt, das war einfacher, aber dann sind ein paar Blödmänner dabei draufgegangen. Nimm eine alte Pulle, tu Wasser rein und Spülmittel, nicht zu viel, nicht zu wenig, das verteilst du, dann juckt den Viechern der Pelz und sie kommen gucken, was da los ist.

Mein Vater liegt auf dem Bett, seine Oberarme kräftig und muskulös, die flache Hand ruht auf der Stirn. Er ist gleich eingeschlafen und schnarcht, kaputt von der Fahrt, kaputt von den Wochen davor. In der Fabrik haben sie was an der Produktionsstrecke umgestellt, er muss neuerdings wieder Nachtschichten machen. Meine Mutter gießt ein Glas Cola ein, sitzt am Küchentisch, steckt sich ihre erste Nordseezigarette an, schaut zu mir und sagt wieder: Schön ist das hier, woll. Fang bloß nicht an zu heulen, denke ich. Bald wird sie morgens wieder aufstehen und japsen, das ist immer so im Urlaub. Das Atmen fällt ihr schwer. Das ist das Reizklima, stöhnt sie, dabei, denke ich, sollte es hier doch gerade besser werden und nicht schlechter. Weil

selbst ihr starkes Kortisonspray nichts bringt gegen die Kurzatmigkeit, sitzen wir beim Kurarzt im Wartezimmer. Der hängt sie wie jedes Jahr an den Tropf (Kochsalzlösung mit ein paar Vitaminen, aber das sagt der Kurarzt ihr nicht). Danach kriegt sie wieder Luft.

Meine Geschwister sind schon groß und in die eigenen Ferien gefahren, auch für Lisbeth haben meine Eltern einen Verein gefunden, der eine Rollstuhlreise nach Schottland anbietet. Ich bin das jüngste Kind, alle nennen mich den Kurzen. Wir packen das Auto am Abend davor. Meine Mutter stopft viel zu viele Klamotten für zwei Wochen in die Koffer, auch Herbstkleidung, als würden wir auf einen fremden Kontinent reisen, man weiß doch nie, wie das Wetter da oben ist. Mein Vater zelebriert sein jährliches Ritual, verschwindet im Schlafzimmer und kommt mit einer kleinen Banktasche aus Leder zurück: Dort hat er das ganze Jahr über große Münzen und kleine Scheine gesammelt. Wir setzen uns um den Küchentisch herum und zählen fiebrig, Donnerwetter, ist das wieder viel. Dreihundertfünfzig Mark für Fischbrötchen und Eis und Spielsachen für den Strand und Souvenirs und kleine Geschenke, mit denen mein Vater meine Mutter überrascht. Mein Vater trinkt vor der Fahrt nichts, das war früher anders, da ist er auch mit Restalkohol losgefahren. Jetzt ist er älter und braucht Konzentration für die Strecke. Meine Mutter kocht Eier und belegt die Brote mit Wurst und Käse, darin hat sie Routine, das macht sie auch für meinen Vater vor der Schicht. Dann sind alle Koffer im Auto, zum Schluss kommt das Wichtigste, ein ganzer Pappkarton mit Zigarettenstangen. Es hat gerade noch so geklappt, ein Kollege meines Vaters hat ihm die Zigaretten ohne Steuerbanderole aus Polen mitgebracht. Wusstest du, sagt mein Vater, der mehr redet als üblich, dass die Zigaretten nach dem Krieg eine eigene Währung waren? Wäre das heute noch so, hätten wir jetzt richtig viel Moos.

In der Nacht schlafe ich kaum. Ich lecke mir das Salz von den Lippen. Im Halbschlaf wird aus dem Gluckern der schlecht entlüfteten Heizkörper das Rauschen des Meers. Dann sitzen wir im Auto. Meine Mutter steckt sich eine Zigarette an und reicht sie meinem Vater. Die Radiosender ändern sich stündlich. Wie auf der Reise in ein fernes Land. An einem Rastplatz bei Ascheberg essen wir unsere Eier und die Brote. Meine Mutter rückt auf der Bank ganz nah an meinen Vater und lehnt sich an. Sie trinken Kaffee aus der Thermoskanne und teilen sich eine Zigarette. Dann fahren wir weiter. Auf den Feldern tauchen die ersten schwarzgeleckten Kühe auf. Jetzt kann es nicht mehr weit sein. Die Autobahn ist leer, wir sind um fünf Uhr morgens losgefahren, und man braucht nur dreieinhalb Stunden. Heute haben wir das Glück im Rücken, murmelt mein Vater. Was, frage ich, weil ich denke, ich hätte mich verhört. Glück, schreit er ungehalten. Und ich wundere mich. Denn viel öfters sagt er: Das Pech klebt uns wie Scheiße an den Fingern. Das mit dem Glück hingegen höre ich nur ein einziges Mal. Das ist so bemerkenswert, dass ich den Satz nach seinem Tod sogar dem Pfarrer diktiere für seine Grabrede. Heute haben wir das Glück im Rücken.

Während mein Vater die ersten Stunden an der Nordsee verschläft und ich für ihn Regenwürmer sammele, besucht meine Mutter unsere Vermieter. Diesmal bringt sie Sauerländer Honig und eine Flasche Wacholderschnaps mit. Fenna und ihr Mann Finn wohnen nebenan. Finn ist hager und wortkarg und arbeitet als Schiffsingenieur in Wilhelmshaven. Fenna ist kräftig, backt den ganzen Tag Brot und Kuchen, flennt bei jeder Gelegenheit und sagt nicht, warum. Mit Finn und Fenna verstehen sich meine Eltern. Das ist selten. Denn meine Mutter eckt überall an, dauernd kämpft sie um ihr, wie sie sagt, gutes Recht. Das ist doch ein starkes Stück, meckert sie und pflaumt die Leute an. Am Grabbeltisch, auf dem Amt, im Linienbus. Immer

kommt sie zu kurz, immer regt sie sich über die Welt auf, die sich gegen sie, die sich gegen uns, verschworen hat. Als hätten wir es nicht schon schwer genug. Sie meint es nur gut, für Freundschaften allerdings ist das schlecht. Mein Vater wird vor anderen Leuten nicht laut. Aber mit denen hat er auch nichts zu tun. Er ist in keinem Verein. Nicht bei den Taubenzüchtern, nicht im Männerchor, nicht im Kegelclub und erst recht nicht beim Altherrenfußball. Er ist ein Eigenbrötler, und das ist noch untertrieben. Er muss schon ordentlich trinken, bis er gesellig wird. Und da er zum Saufen nicht in die Kneipe geht, bleibt er immer bei uns.

Mit Finn und Fenna ist das anders. Wir sitzen abends zusammen im Garten, und es wird gegrillt. Meine Mutter redet und lacht unentwegt, mein Vater tauscht mit Finn einige Details über die Teile aus, die er schmiedet. Manche davon gibt es auch im Schiffsmotor. Sie duzen sich, auch das gibt es nicht oft, normalerweise läuft bei meinen Eltern alles per Sie. Vielleicht klappt es so gut, weil wir nur ein Mal im Jahr hier sind, vielleicht macht uns die Nordseeeluft zu anderen Leuten, vielleicht sind wir hier nicht so klein und verbissen, vielleicht gehören wir in Wahrheit an diesen Ort, wo es nach Kuhmist riecht und es mehr Tiere als Menschen gibt.

Während meine Mutter bei Fenna sitzt und erzählt, was seit unserem letzten Urlaub passiert ist, knie ich auf dem Boden und verteile gewissenhaft das Wasser mit dem Spülmittel auf den Steinen vor dem Haus. Es sickert in die Ritzen. Dann winden sich die ersten Tiere aus dem Boden. Sie wissen nicht, was das für eine ätzende Flut ist, die aus heiterem Himmel über ihr Zuhause hereinbricht. Ich will meinen Vater beeindrucken, ihm ein randvolles Glas mitgeben, als würden die Fische allein durch das Überangebot an Ködern anbeißen. Bald wird mein Vater aufstehen und die Angel aus dem Auto holen, die darf ich nicht anrühren. Er wird das Glas mit den Regenwürmern in der

Hand wiegen, die Unterlippe stumm nach vorn schieben und anerkennend nicken. Dann nimmt er das rostige Gästefahrrad aus dem Schuppen, dessen Sattel seinen schweren Körper kaum trägt, klemmt die Utensilien umständlich unter den Gepäckträger und verschwindet für Stunden, bis wieder Ebbe ist. Mich kann er am Meer nicht gebrauchen, ich quatsche ihm zu viel. Er will in Wahrheit nur seine Ruhe, behauptet aber, selbst die Fische könnten mein Gelaber nicht ertragen und würden stiftet gehen. Er wird mit leeren Händen zurückkommen, er hat nur ein einziges Mal einen Aal gefangen, so einen Oschi, erzählte er hinterher, aber dann hatte die vorbereitete Reuse ein Loch.

Als mein Vater mit dem Fahrrad außer Sichtweite ist, halte auch ich es nicht mehr aus. Ich gehe in den Garten, wo meine Mutter fröhlich sitzt und raucht, während Fenna in der Küche den Käsekuchen anschneidet, den sie für uns gebacken hat. Ich will nicht bleiben, sondern mich nur kurz verabschieden. Aber meine Mutter macht mir eine Szene, wie üblich. Mit Tränen in den Augen drückt sie mich an sich, als würde ich auf Weltreise gehen, dabei will ich doch nur mit dem Fahrrad ein paar Kilometer zur Nordsee fahren. Pass auf dich auf, fahr schön langsam, geh auf keinen Fall ins Wasser, hörst du, da sind selbst gute Schwimmer schon ertrunken, und schieb das Fahrrad den Deich runter, versprich mir das, hier hast du fünfzig Pfennig, wenn was ist, dann rufst du von der Telefonzelle aus die Fenna an und wir kommen dich holen, hast du das verstanden? Sprich nicht mit fremden Leuten, nimm dein Asthmaspray mit, und mach dir Sonnencreme ins Gesicht, aber ganz flott.

Ich nicke mit gespielter Ernst, die ständigen Sorgen meiner Mutter gehen mir auf die Nerven. Das ist doch nicht normal, denke ich, so ist doch sonst keine Mama, aber ich mache mit. Jedes Widerwort würde mein Abenteuer nur verzögern, und ich will endlich los. Ich schnappe mir das

kleine Kinderfahrrad aus dem Geräteschuppen. Vorbei an den Kuhställen, vorbei an den Kartoffelfeldern, rauf auf den Deich, runter vom Deich, ich begrüße die Schafe wie alte Bekannte. Mein Vater ist zum Glück weit weg, irgendwo hinterm Hafen, wo ihn keiner stört. Einen Spinner hat er mich genannt, als ich ihm von meinem großen Moment erzählte, den ich monatelang herbeisehne. Jetzt kann ich die Brandung schon hören, aber ich schaue nicht hin. Ich stelle mein Rad an einem Laternenpfahl ab, ziehe meine Schuhe aus, stopfe die Socken hinein und klemme sie unter dem Gepäckträger fest. Hier sind selten Menschen, da kann man so was machen. Ich drehe mich zum Wasser um und schließe die Augen, laufe langsam los über die Wiese und dann durch den Sand, blinzele höchstens, um nicht zu stolpern, fühle den stärker werdenden Wind, das Salz auf den Lippen ist echt. Noch wenige Meter, dann geht es los, das erste Gefühl von Gischt, ich warte noch, bis mir das Wasser bis zum Knöchel steht, und dann öffne ich die Augen und bin mittendrin.

Abends sitzen wir zusammen am Küchentisch und spielen Karten oder knobeln. Holen wir uns morgen einen Strandkorb? Fangen wir zusammen Krebse? Baust du uns eine Burg und dann ziehen wir da ein? Mein Vater ist albern, meine Mutter überschwänglich, das Lachen dröhnt bis auf die Straße, bis auf den Deich, bis ans Meer, wo gerade Flut ist. An unserem letzten Tag vor der Abreise haben Finn und Fenna ein Lagerfeuer gemacht. Es gibt Bratwürstchen und Steaks, und ich nippe an dem kleinen Schluck Bier, den mir mein Vater ins Glas geschüttet hat. Es ist ungewöhnlich warm. Eine Schar von Glühwürmchen schwebt aufgeregt durch die Luft. Ich verwechsle die Leuchtkäfer mit Sternschnuppen und bin felsenfest davon überzeugt, dass man sich mit jedem erlöschenden Glühwürmchen was wünschen darf. Jedesmal schließe ich die Augen ganz fest.

Sonnenbrand

Dagegen habe ich wirklich Glück gehabt. Das weiß ich, weil ich alles gesehen und alles verstanden habe, als kleines Kind schon. Ich habe einen Beruf, der mir qua Herkunft nicht zusteht, ich verdiene mit ihm gutes Geld und muss dafür nicht am Konservendosenband stehen oder in der gleißenden Hitze der Industrieschmiede. Ich habe einen kleinen Sohn, der diese Sache mit den geduldeten Überziehungen vielleicht meinerwegen automatisch im Blut hat, den das alles, wenn es gut läuft, aber einfach nichts angehen soll. Ich habe jedenfalls tatsächlich Glück gehabt. Ein Glück, das ich in all seiner Unverschämtheit beispielsweise immer dann spürte, wenn ich ein Verkehrsflugzeug bestieg. Wo doch niemand aus meiner Familie jemals geflogen war. Dieses untilgbare Gefühl, privilegiert zu sein, selbst dann, wenn der Platz, auf dem ich saß, nur zu den üblichen Billigfliegerkonditionen verkauft wurde. Ich sitze im Flugzeug, also bin ich wer. So hat es mich bis nach Brooklyn getragen, während meine Eltern allein wegen uns noch nicht mal bis nach Boppard am Rhein gekommen sind. Aber ich habe vor der Fliegerei auch einen Höllenrespekt. Denn schon seit geraumer Zeit denke ich die Dinge immer vom Ende her. Bin ich sicher gelandet, dann habe ich ständig diese fordernden Stimmen im Ohr: Sei dankbar, säuseln sie, sei dankbar, sei dankbar. Und ich behalte meine gebeugte Körperhaltung bei und säusele leise und ergeben zurück: Das bin ich. Das bin ich wirklich. Eigentlich heißen die Helden dieser Geschichte Herr Weber oder Herr Ziegler oder Herr Schüller. Ihnen haben wir alles zu verdanken. Restlos alles. An sie wollen wir respektvoll erinnern, wenn wir in unserer hinfälligen Existenz im Rahmen der geduldeten Überziehung wühlen. Herr Weber oder Herr Ziegler oder Herr Schüller sind Prototypen, sie verfügen für uns über kein Privatleben jenseits ihrer Funktion. Sie können für mich nicht atmen, sie können

sich nicht fortentwickeln, das müssen sie aber auch gar nicht. Sie kommen aus den westdeutschen Achtzigern, und da dürfen sie auch bleiben. In meiner Erinnerung werden sie für immer so aussehen, wie sie damals aussahen: Gekleidet nach der Kleinstadtmode der vergangenen Saison, die sie sich aus der gediegeneren Abteilung des Quelle-Versands bestellten. Hier und da ein kariertes Flanelljackett, zu besonderen Anlässen ein Einstecktuch, zu meist blütenweiße Hemden, manchmal Krawatten. Und die blank polierten schwarzen Schuhe, mit denen ich als kleines Kind auf Augenhöhe war.

Herr Weber, Herr Ziegler und Herr Schüller waren unsere Erlöser, zugleich aber auch auf geradezu alttestamentarische Weise strafende Gestalten. An ihnen hing alles, was uns gehörte. Die Herren arbeiteten in jeweils unterschiedlichen Positionen in der Kreditabteilung der Sparkasse unserer Kleinstadt, deren immenser Bau das asbestverdächtige Zentrum der Träume symbolisierte. Wenn Herr Weber, Herr Ziegler oder Herr Schüller mitmachten, war alles gut. Wenn sie sich verweigerten, ihre Zigarette im schweren Aschenbecher vor sich ablegten, mit dem Kopf wiegend zweifelten oder einfach nur eine Spur zu tief einatmeten, dann saßen wir da wie die Schulkinder vor der Rückgabe einer schlecht ausgefallenen Klassenarbeit. Unser Leben spielte sich zwischen überstrapazierten Dispositionskrediten, zu Wucherzinsen neu aufgelegten Immobiliendarlehen und in der Regel leeren Sparbüchern ab. Die Bank hielt uns fest an der kurzen Leine. Natürlich hatten wir auch Glück, verdammt Glück. Aber nur im Rahmen der geduldeten Überziehung.

Ich habe alles gesehen, ich habe alles verstanden: Dass wir so ganz anders waren, zum Beispiel. Anders als andere Familien mit Kindern. Anders als die anderen Reihenhausbesitzer mit ihren gepflegten Rasenflächen. Dass wir fremd waren, wo wir auch auftauchten, nicht nur in den Hallen der Kreditinstitute. Dass meine Mutter, immer

misstrauisch und schwerhörig seit der Kindheit wegen einer nicht auskurierten Infektion, immer alles falsch verstand und aus Prinzip ständig widersprach. Dass mein Vater, wenn ihm etwas nicht passte, sein ewiges Schweigen brach und das Gegenüber einfach duzte, dabei grob wurde, zumindest verbal. Dass ich mich für uns geschämt habe. Und dass ich mich bis heute wiederum schäme für die Scham, die ich hatte, weil wir waren, wie wir waren. Was heißt hier eigentlich genau »Wir«? Was war das und was ist davon überhaupt noch übrig? Das sollten wir jetzt klären. Dazu müssen wir ein wenig ausholen, dazu müssen wir die nach Kunstleder, Angstschweiß und Aftershave riechenden und in braungelben Farbtönen gehaltenen Flure der Kleinstadtparkasse verlassen und uns weit, weit entfernen von der adrett gekleideten Mittelschicht: Ein junger Mann, der schon den Krieg erlebt hat. Seine frühen Erinnerungen setzen sich zusammen aus dem Brummen amerikanischer Bomber, aus dem Anblick abgerissener Körperteile, die aus dem Schutt der Häuser in der Nachbarschaft ragen, aus der Erfahrung, den eigenen kleinen Bruder sterben zu sehen, weil er beim Spielen bleiverseuchtes Wasser getrunken hat. Dann ist der Krieg vorbei, dann kommen die mageren Jahre, dann geht die Arbeit los. Der Mann malocht unter Tage. Tag und Tag raubt er dem Berg die Kohlen, in seiner Bergmannskluft mit Arschleder und Kautabak und diesem ganzen romantischen Ruhrpottschmus, den es ja tatsächlich gegeben hat, der nur nie so romantisch war wie in unserer nachträglichen Betrachtung. Glück auf, Glück auf, die Staublunge kommt. Später dann sorgt der Mann für die Erfüllung der Wirtschaftswunderwünsche anderer Leute, nach einem Unfall da unten will er nicht mehr vor Kohlen sein, er zieht in die Kleinstadt, sein restliches Arbeitsleben lang schmiedet er in der Gluthitze der Gewerbehallen ein getrieberelevantes Autoteil, das in den Neuwagen von Opel verbaut wird. Er trinkt Bier und Schnaps und Wein. Man

muss die Schnauze halten und hart arbeiten, es kann nur schöner werden. Das ist mein Vater.

Eine junge Frau, die zwar nicht im Krieg war, sich aber so fühlt. Kurz danach geboren in ärmsten Verhältnissen, gequält von einer unbarmherzigen und dauerumziehenden Mutter, gezeichnet von den Verhältnissen des sogenannten Nachkriegsdeutschlands, aber diese ganzen Geschichten vom Missbrauch als junges Mädchen, das hat man wahrscheinlich früh gelernt, die deutet man nur an, bloß kein Aufhebens um sich, bloß keinen Ärger machen. Die Frau lernt den Beruf der Schneiderin, sie näht in einem Betrieb Blaumänner und Arztkittel, nach Feierabend geht sie für die Spätschicht in die Konservendosenfabrik. Manchmal in der Kneipe, wo die ersten Spielautomaten stehen, lässt sie sich zu Liedern aus der Jukebox einladen, muss aber selbstverständlich früh wieder daheim sein. Man muss da raus, man muss irgendwie da raus. Schlechter geht ja kaum, es können nur bessere Zeiten kommen. Das ist meine Mutter.

Manchmal ist die Mutter fast weg mit dem gemeinsamen Moped, weil der betrunkene Vater diesen Blick bekommt, der nichts Freundliches mehr hat und radikal keinen Widerspruch duldet, dann wird regiert mit harter Hand, es häuft sich, irgendwann setzt sie ihm die Pistole auf die Brust, ab dann säuft er weniger und hat seinen Jähzorn im Griff. Damit steht dem Glück also tatsächlich nichts mehr im Wege.

Damals beginnt das große Zechensterben, blutet der Ruhrpott aus, also ziehen die Eltern in die Kleinstadt. Sie würden gern Kinder bekommen, aber die Jahre vergehen, also adoptieren sie ein kleines Mädchen, das für den Rest ihres Lebens im Rollstuhl sitzen wird. Das ist meine Schwester. Und dann bekommen sie alle drei Jahre doch noch ein Kind, drei Stück, das sind meine Brüder, das bin ich. Das sind wir.

Das Geld, und diese Erfahrung zieht sich wie ein roter Faden durch sämtliche Jahrzehnte, Hochgefühle und Krisenlagen, genügt hinten und vorne nicht. Es reicht nicht am Anfang des Monats, weil dann durch Lohneingang nur das Minus auf dem Konto in einen erträglichen Bereich geschoben werden kann. Es reicht sowieso nicht am Ende des Monats, wo man manchmal nicht weiß, ob der Geldautomat im Foyer der Sparkasse überhaupt noch Geld ausspucken wird. Es fehlt an allen Ecken und Enden, und es reicht doch irgendwie: Beispielsweise für den kollektiven Traum der working class, den meine Eltern sich und uns erfüllen. Ein Mittelreihenhaus mit Flachdach und überschaubarer Quadratmeterzahl. Mit streng parzelliertem Garten, der für einen Rasen, einen Sandkasten, ein Planschbecken und ein Gemüsebeet reicht. In absoluter Minimalausstattung bei maximaler handwerklicher Eigenleistung. Gekauft zu einem Spottpreis, der dazu beiträgt, dass die Baufirma die Errichtung der Reihenhaussiedlung ökonomisch nicht überlebt. Kollektiv finanziert von Herrn Weber und Herrn Ziegler und Herrn Schöller zu einer Zeit der Hochzinsphase, was in der Konsequenz bedeutet, dass sich die an sich überschaubaren Schulden über Jahrzehnte kaum tilgen lassen, dass es schon mit der Unterschrift der Bauherrn unter dem Vertrag ausgemachte Sache ist, dass das Haus niemals ganz ihnen gehören wird, jedenfalls nicht in diesem Leben.

Damit kommen wir der Sache der geduldeten Überziehung schon etwas näher, aber bleiben wir noch eine Weile beim Glück: Einerseits wäre es ein Leichtes, an dieser Stelle eine Wir-hatten-ja-nichts-und-doch-so-viel-Anekdote nach der anderen aufzureihen, um dem Anspruch an das Aufwachsen in der sogenannten Arbeiterklasse Rechnung zu tragen. Aber das würde unser Milieu mal wieder romantisieren und zu den Verniedlichungs- und somit auch Verkleinerungstendenzen beitragen, mit denen diese Herkunft doch ohnehin in der öffentlichen Wahrneh-

mung einhergeht. Denn bloß, weil den abenteuerlichen Geschichten aus den Fabriken und Schächten der Republik mit ernster Miene gelauscht wird, heißt das noch lange nicht, dass sie auch wirklich ernst genommen werden. Andererseits ist es ebenso ungerecht, dieser Familiengeschichte und erst recht den Eltern gegenüber, nicht davon zu erzählen, wie es war. Denn es stimmt ja leider tatsächlich, wir hatten nichts, und wir hatten doch so viel. Die Fotoalben aus alten Zeiten beweisen es. Gesammelte Bilder von Familienfesten im kleinen Rahmen, von Urlauben am Meer, in denen die Unterkunft selten direkt hinterm Deich lag, fotografiegewordene Existenzbeweise für eine Familie, die es heute nicht mehr gibt. Aber auf den Fotos gibt es ja noch kein Ende, zum Glück, da gibt es nur den tatsächlich schönen Augenblick, der nicht verweilen wird. Da packen wir glücklich die Spielzeuge aus dem Versandhauskatalog aus, da winken Kasperle und ein namenloser Polizist als Puppen auf den Händen der Mutter an Heiligabend aus dem kleinen Wohnzimmertheater, da sitzen wir an einem heißen Sommertag inmitten einer Marienkäferplage an der Nordsee, die Eltern mit Zigarette in der Hand zusammengequetscht im Strandkorb, die Kinder mit Sonnenbrand im Sand davor, da stehen die Schwarzwälder Kirschtorten und aufgetauten Teilchenplatten massenhaft zur Taufe, zu Ostern, zur Konfirmation auf dem schweren Tisch aus dunkel furniertem Holz, da lehne ich stolz lachend an der Motorhaube der neu angeschafften Opel Records und Ford Escorts aus zweiter, dritter, vierter Hand. Die günstige Funktionskleidung vom Discounter, in aller Regel eine Nummer zu groß, verrät vielleicht die soziale Herkunft, den Gesichtszügen der Eltern sieht man die harte Arbeit an, und die Abwesenheit anderer Personen außer der eigenen Familie kann als Indiz für eine veritable Einsamkeit dieses selbst im Westdeutschland der späten Achtziger und frühen Neunziger selten gewordenen Milieus gewertet werden, aber dennoch: Wir hatten es gut.

Zumindest hatten wir es gar nicht schlecht. Denn die Eltern haben aus dem wenigen, was zur Verfügung stand, das größtmögliche Glück herausgeholt. Dass Unbeschwertheit grundsätzlich nicht vorgesehen ist, dass das Alleinsein qua Herkunft retrospektiv alle Erinnerungen sepiafarben schimmern lässt, dass sich diese ganze Familiensaga schon so früh vom Ende her erzählen lassen muss, gehört allerdings ebenso zur proletarischen Wahrheit. Mit unserem Glück war es nämlich immer so eine Sache. Erstens, es war stets eng umgrenzt. Zweitens, es hatte immer seinen Preis. Drittens, gewissermaßen die Konsequenz, es war auf der Langstrecke schlichtweg nicht machbar. Da konnten wir noch so viele Lottoscheine ausfüllen und Rubbellose kaufen und auf das glückliche Händchen bei der Tombola hoffen. Vielleicht ist es wirklich diese eine Geschichte, die am besten zum Ausdruck bringt, wie es um unser Glücksvermögen bestellt war: Bei einem Sommerfest in der Schule meiner Schwester, die auf Menschen mit Körperbehinderung spezialisiert war, fand eine große Verlosung statt, deren Erlös einem guten Zweck der Einrichtung zugutekam. Auch meine Eltern kauften natürlich ein Los – und das erste und einzige Mal überhaupt in ihrem Leben gewannen sie den Hauptpreis. Eine malerische Weinfahrt nach Boppard. Inklusiv Anreise und Luxusunterkunft. Selbstverständlich bei voller Verpflegung. Ein langes Wochenende zum Wohlfühlen nur für die Eltern. Auf den Jubel folgte noch vor Ort unmittelbar die Ernüchterung: Wie soll das mit den Kindern gehen? Wer soll sich kümmern? Woher den ohnehin nicht mehr vorhandenen Urlaub nehmen, wenn gerade im Autozulieferbetrieb Doppelschichten gefahren werden, die der Vater finanziell so gut gebrauchen kann? Der große Preis wurde an ein anderes Elternpaar verschenkt, zum Dank gab es später eine Flasche Wein vom Rhein und einige Tafeln Schokolade für die Kinder. Der Traum war aus, bevor er überhaupt angefangen hatte.

Nun aber Butter bei die Fische, um die Worte meiner Mutter zu benutzen, was soll das mit der »geduldeten Überziehung«? Ist damit möglicherweise nicht einfach »Glück in kleinen Dosen« gemeint? Nein, denn das würde einen einigermaßen regulierten und kontrollierten Umgang damit voraussetzen. Auch »Glück auf Pump« ist zu plump. Und »Glück auf Kredit« wäre zu einfach gesagt. Das wiederum hätte ja einen klar definierten Rahmen: Man borgt sich einen Betrag X und zahlt ihn ordentlich Monat für Monat ab, bis man von der Last der Schuld befreit ist.

Glück im Rahmen der geduldeten Überziehung hingegen ist da schon eine kompliziertere Angelegenheit: Die geduldete Überziehung kommt dann ins Spiel, wenn schon alles Vorhandene ausgereizt ist. Wenn das Guthaben oder eine »ausdrücklich eingeräumte Kreditlinie« nicht ausreichen, dann greift der Begriff der Duldung. Das Kreditinstitut kann in einem solchen Fall nämlich trotz fehlender Mittel eine Auszahlung zulassen, dies wird allerdings nur hingegenommen, und es ergibt sich keinerlei Rechtsanspruch daraus. In den Regelungen ist sogar die Rede von internen Kreditlinien, die der Kundin oder dem Kunden natürlich nicht mitgeteilt werden – der Sollzins ist so oder so in solchen Fällen immens, aber man hätte ja vorher in das Kleingedruckte schauen können. Zusammengefasst: Du kannst Dein Stück vom Kuchen abhaben. Selbst dann, wenn es Dir eigentlich nicht mehr zusteht. Wir sind ja gar nicht so. Nimm nur, aber sei Dir bewusst, dass wir Dich im Auge behalten. Und dass wir jederzeit eingreifen können, wenn uns Dein Geschäftsgebaren nicht gefällt, dann wird nämlich aus der geduldeten Überziehung eine »erhebliche« – und was dann passiert, das schlimme Schreiben von uns im Briefkasten wäre da noch harmlos, das willst Du Dir lieber nicht vorstellen.

Wenn es ein Gefühl gibt, das meine Herkunft, mein Aufwachsen und mein Leben so nachhaltig geprägt hat wie

nichts sonst, dann ist es diese fast urprotestantische Erfahrung, was Glück, Geld und Geltung angeht: Es steht Euch eigentlich gar nichts zu, also nehmt zufrieden hin, was Ihr kriegt. Damit haben wir, im Übrigen, niemals gehadert. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass mein Vater die Umstände irgendwann verteufelt hätte, dass meine Mutter jemals wirklich verzweifelt wäre angesichts des dauerhaften Verweilens in prekären Verhältnissen. Im Gegenteil, gerade den Webers, Zieglers und Schöllers wurde stets größtmöglicher Respekt gezollt, waren sie es doch, die uns, um es in der Familiensprache zu sagen, über all die Jahre »am Kacken hielten«.

Was aber geschieht, wenn sogar das letzte bisschen Wohlwollen aufgebraucht ist, das gehört zwangsläufig auch zu dieser Geschichte vom kleinen Glück: Alt wird man jedenfalls nicht, wenn man ständig im Rahmen der geduldeten Überziehung lebt.

Ich muss dabei immer an die Verkehrsflugzeuge denken, vor denen ich seit jeher einen Höllenrespekt habe. Viele tragische wie tödliche Unfälle der Luftfahrt hängen nämlich auch mit einem – zumeist unbemerkten – Überziehen des Piloten zusammen: Ist der Anstellwinkel der Tragflächen zu steil, dann kommt es zum Strömungsabriss, dann kann der Absturz die unmittelbare Konsequenz sein, denn dann ist, wie es in Unfallberichten zu diesem Thema häufig heißt, die Grenze des Bereichs überschritten, die für den Betrieb des Flugzeugs vorgesehen ist.

Unser Absturz ging so: Mein Vater stand mit seinen kapputten Knien wenige Tage vor seiner Rente, als meine Mutter durch eine Hirnblutung zum Pflegefall wurde. Er kümmerte sich in seinen verbleibenden Jahren ohne Arbeit rund um die Uhr um sie. Dann wurde er müde, dann wurde er langsamer, dann blieb ihm die Luft weg, dann ging er zum Arzt, der ein kleinzelliges Bronchialkarzinom feststellte. Vier Wochen nach der Diagnose starb er mit achtundsechzig Jahren im Kreiskrankenhaus, immerhin

unter der beruhigenden Wirkung von hoch dosiertem Valium. Was der Bergbau nicht geschafft hatte, konnten Abertausende Zigaretten in den Jahren danach mit Leichtigkeit leisten. Meine Mutter hielt noch einige Jahre durch und kam sogar in den Genuss eines Seniorenheims, das ihr das Rauchen in ihrem Zimmer zugestand – sie war, bei vergleichsweise klarem Verstand, die Königin ihrer Station. Ein kleines, spätes, wunderbares Glück. Mit Anfang siebzig starb sie schließlich, und selbst der vertrauliche Teil des Totenscheins gab nur ratlos diffuses Organversagen als Ursache an. Eine Frau, die ihr Leben lang für uns ausgereizt hatte, was möglich war, die viel älter aussah, als sie in Wahrheit gewesen ist. Damit endete die Geschichte der Familie, damit endete die Geschichte des über Jahrzehnte ausgedehnten Lebens auf Dispokredit, damit endete auch die endlose Wonne des Mittelreihenhauses in unverbaute Lage.

Das war also unser Glück im Rahmen der geduldeten Überziehung. Und es hat mich zu dem gemacht, was ich heute bin. Ich habe nie mit dieser Selbstsicherheit der gesunden Mittellage mit Stäbchen gegessen, ich habe nie gelernt, mit Kräften, Emotionen, Lebensmitteln oder Geld in gesundem Maße zu haushalten, ich habe nie mit selbstverständlich durchgedrücktem Rücken selbstbewusst kalkuliert über die Witze in wichtiger Runde gelacht, ich habe nie geworked, während ich getravellted bin, mir fehlen die Auszeiten, mir fehlen die Achtsamkeitsfähigkeiten, mir fehlen die biographisch gewünschten Weltreisen, ich habe keine Handhabe gegenüber diesem ungerichteten Zorn, den man in gebildeten Kreisen doch so wohltemperiert im Zaum zu halten vermag, ich habe vor Wut in den Holzrahmen des hinfalligen Pflegebetts getreten und mir das Bein dabei aufgerissen, als das von Herrn Weber und Herrn Ziegler und Herrn Schöller gnädig finanzierte und dennoch nie abbezahlte Haus samt meines Aufwachsens vor die Hunde ging, unser sogenanntes Eigenheim abge-

wickelt und dem dankbaren Immobilienmarkt zu einem undankbaren Preis wieder zugeführt wurde. Aber ich habe immer alles verstanden, und ich habe immer alles gesehen, als kleines Kind schon, und seien es nur die edel gepflegten schwarzen Schuhe der Herrn von der Sparkasse. Wie besessen bin ich seit jeher vom Untergang dessen, was wir waren, mir hängt der Arsch voll Tränen, um die Worte meines Vaters zu benutzen, wenn ich daran denke, dass alles so furchtbar vorhersehbar war, dass niemals ein Weg daran vorbeiführte, als verhältnismäßig junger Mensch in einer Zeit, in der die ersten Beerdigungen meist im gesegneten Alter entschlafene Urgroßmütter betreffen, die Hand eines toten Vaters und einer toten Mutter zu halten und dabei sachlich festzustellen, dass schon wenige Grad Abweichung von der üblichen Körpertemperatur sich anfühlen wie Eiseskälte. So bleibe ich in gebeugter Lauerstellung und rauche von den Zigaretten, die meine Dynastie mir als Erbschaft gelassen hat. Ich darf das nicht strapazieren, ich darf nichts überreizen, wenigstens ich will mich redlich darum bemühen, nicht zu überziehen.

Aschenbrödel im Sauerland Bleibende Erinnerungen an die Weihnachtsfilme

In der Nacht zuvor hatte es geschneit. Die Sauerländer Wälder waren weiß bedeckt. Von Die Kälte spürten wir in der kleinen Reihenhausküche allerdings nicht. Meine Mutter rauchte und formte Klöße. Mein Vater trank sein erstes Schnäpschen und bereitete die Gans vor – und plötzlich rieselte diese Musik herein: »Drei Haselnüsse für Aschenbrödel« seit ich denken kann: Der tschechoslowakische Märchenklassiker schlechthin verkürzte an Heiligabend die Wartezeit aufs Christkind, an das ich lange halstarrig glaubte. Damals stellte ich es mir genauso vor wie *Libuše Šafránková als »Aschenbrödel«*.

Irgendwann nach den quälend langen Vorbereitungen öffnete sich die Tür zum Wohnzimmer. Und der riesige Weihnachtsbaum stieß wieder an die Zimmerdecke und erneut hatte das Versandhauschristkind volle Kartons mit Spielsachen geliefert – und wie jedes Jahr war mein Vater schon bei der Weihnachtsgans ziemlich angetrunken.

In diesem aus der Zeit gefallenem Arbeiterhaushalt gab es noch mehr weihnachtliche Fernsehtraditionen. Zum Beispiel, obwohl es da doch eigentlich um Silvester geht, die ebenso aus der Zeit gefallene Geschichte von einem ziemlichem Ekel, auch aus einem Arbeiterhaushalt:

»Ein Herz und eine Seele« mit Heinz Schubert in der zweifelhaft glänzenden Hauptrolle von Ekel-Alfred brachte meinen sonst ziemlich stummen Vater jedes Mal so zum Lachen, dass ihm die Tränen kamen. Die flossen auch später am Abend, allerdings bei meiner Mutter. Ich lag auf dem Sofa im mittlerweile ziemlich verqualmten Weihnachtswohnzimmer – und der Mann im Fernsehen war ziemlich verzweifelt.

»Ist das Leben nicht schön?« von Frank Capra aus dem Jahr 1946 gehörte zu den Filmen, die meine Eltern schon

Jahr für Jahr sahen, als sie selbst jung waren. Ausnahmslos zu jedem Weihnachtsfest schaute auch ich zu. Bei der Geschichte vom lebensmüden George Bailey, der einen recht inkompetenten Engel zur Seite gestellt bekommt. Es reicht ein Melodiefetzen aus »Ist das Leben nicht schön?«, und ich bin zurück im Reihenhaus meiner Kindheit. Und dann rage ich mich oft, wie es diese Kindheit selbst in den Achtzigern überhaupt noch geben konnte: mit Zigaretten, Alkohol und ständiger Maloche. Bevor wir jetzt allzu sentimental werden: Mit dem amerikanischen Kitsch von »Ist das Leben nicht schön?« ging natürlich niemand ins Bett. An jedem Heiligabend musste es auch noch krachen, und zwar so richtig.

Bruce Willis rettet als John McClane die Welt, und zwar wieder und wieder. Lässt Aufzugschächte und Flugzeuge explodieren, geht über Leichen für das Gute, Wahre und Schöne einer waschechten Actionfilmdramaturgie.

Old School war der große Weihnachtsbaum, dessen Zweige sich unter kiloweise Lametta bogen. Old School war das Filmprogramm, das sich niemals änderte. Überhaupt, Old School war dieses ganze Leben, das es nicht mehr gibt. Aber immerhin, es bleiben die Filme, es bleibt die Musik, und zumindest mit »Drei Haselnüsse für Aschenbrödel« ist das Happy End zu Weihnachten stets gerettet, seit fünfzig Jahren und bestimmt für immer.

Vom unzulässigen Rauchverbot in Mietobjekten

Kalle Madsen nimmt seine Mutter mit auf den Balkon. Er dreht sich eine Zigarette. Der Nachbar unter ihm hustet schon, als er das Feuerzeug klicken hört. Ich hol' die Polizei, und dann wollen wir mal sehen, wer hier am längeren Hebel sitzt. Mach doch, ruft Madsen, drückt verärgert die kaum angerauchte Zigarette im Aschenbecher aus. Im Radio bringen sie die Rückert-Lieder, das hat ihm noch gefehlt. Er nimmt seine Mutter wieder mit, schließt die Tür und setzt sich zurück an den Computer.

Madsen formuliert ein Beschwerdeschreiben an den Hersteller seines Mobiltelefons: Das Gerät ist in meiner Hosentasche heiß geworden und hat für Hautirritationen gesorgt, ich bitte um ein angemessenes Angebot zur Entschädigung, ansonsten werde ich Strafantrag stellen wegen fahrlässiger Körperverletzung. Zuvor hat er sich schon schriftlich bei der Hausverwaltung über die schlecht schließende Haustür beklagt, eine Eingabe beim Presserat wegen eines volksverhetzenden Artikels in einem Boulevardblatt eingereicht und eine Stellungnahme vom Krankenhaus verlangt, in dem sie seine Mutter fast haben verdursten lassen.

Seine Mutter ist dem Durst letztlich entkommen. Am frühen Morgen vor drei Wochen hatte das Krankenhaus angerufen und den Tod von Madsens Mutter mitgeteilt. Madsen war da schon zu Fuß unterwegs zur Arbeit, hatte aufgelegt und sich auf ein Mäuerchen genau dort hingestellt, wo ihn die Nachricht erreichte. Direkt gegenüber vom Fischladen, der um die Zeit noch geschlossen hatte. Zu gern hätte er dem Fischhändler in diesem Augenblick vertraut zugewinkt und auch der hätte seine Hand gehoben, nachbarschaftliche Gewohnheit. Er rauchte eine Zigarette und telefonierte mit seinem Arbeitgeber. Meine Mutter ist heute Nacht gestorben, sagte er fast entschuldigend, ich kann erst morgen wieder kommen. Dann hatte

er den Zug genommen, der sonst den Wochenenden vorbehalten gewesen war, den Samstagen und Sonntagen bei seiner Mutter im Pflegeheim. Nach dem Aufwachen hatte er im Radio gehört, dass ein Hubschrauber in ein Hochhaus in New York gekracht war, dass Sardinien von der schwersten Heuschreckenplage seit sechzig Jahren heimgesucht wird und dass die Sparer die großen Verlierer auf dem Zinsmarkt sind. Daran dachte er nach dem Telefonat. Er würde nie wieder eine Heuschrecke betrachten können, ohne an seine Mutter zu denken.

Er machte sich von der mittleren Großstadt im Ruhrgebiet auf den Weg in die achtzig Kilometer entfernte Kleinstadt seiner Kindheit. Er kaufte sich beim Bäcker Frühstück, Schokobrotchen und Cappuccino, setzte sich im Zug neben einen älteren Herrn im Jackett, der vergnügt in seiner linken Tageszeitung blätterte und gesellig grüßte, er aß mit Appetit, das war ein gutes Zeichen, Hunger trotz Todesnachricht. Er beschäftigte sich eingehend mit den Fahrgästen um sich herum, er sah sie an, als müssten sie wissen, was er wusste. Er fragte sich, ob es in diesem Zug noch jemanden gab, dessen Mutter in der Nacht gestorben war und der ab jetzt auch beim Anblick einer Heuschrecke immer an sie würde denken müssen, er sagte sich, dass es ja jeden Tag viele tausend Menschen in Zügen geben könnte, die plötzlich ohne Mutter daständen. Dann nahm er sein Handy aus der Tasche, es war ungewöhnlich heiß gelaufen, ohne ersichtlichen Grund. Er suchte nach Ferienwohnungen an der belgischen Nordsee, da hatte er noch mal hingewollt mit seiner Mutter, das ging jetzt nicht mehr, also korrigierte er die gespeicherte Personenzahl in der Suchmaske auf dem Telefon: Alle verfügbaren Unterkünfte für einen Gast werden angezeigt. Das Meer hatte immer alles besser gemacht. Die Möwen, der Sand, das Rauschen. Nie waren sie woanders gewesen. Heilbad Soundso. Madsen sehnte sich jetzt danach. Er stieg aus

dem Zug und ließ das Taxi stehen, weil er das Gespräch mit einem jovialen Fahrer vermeiden wollte, er nahm den Linienbus in die Innenstadt, dort stieg er um und war zur vereinbarten Zeit am Kleinstadtkrankenhaus.

Sie hatten Madsens tote Mutter in ein Einzelzimmer geschoben, ihre kleine Reisetasche stand gepackt am Boden. Zehn Minuten für den Abschied, dann rückte jemand nach. Man brauchte den Raum. Auf dem Tischchen neben ihrem Bett flackerte eine Plastikkerze mit LED-Birne aus dem Schnäppchenparadies. Er nahm ihre Hand, sie fühlte sich fremd an, der Körper kühlt nicht so schnell aus, aber schon kleine Abweichungen von der menschlichen Norm kommen uns vor wie Eiseskälte aus einer ganz anderen Welt. Er legte die Hand der Mutter zurück auf die Decke, nahm die Reisetasche, nickte den Schwestern stumm und trotzig zu, kein Wort des Danks, von ihm nicht, und dann ging er in die Cafeteria, trank seinen zweiten Cappuccino und dachte an die Arbeit. Die TK-Ware kam heute, außerdem die Gulasch-Sonderaktion, palettenweise. Irgendwer würde das schon richten, so viel konnte an einem Tag ohne ihn nicht schiefgehen, morgen wäre er schon wieder zurück, was sollte er dann noch woanders. Er rauchte auf der Terrasse der Cafeteria eine Zigarette und sah auf die Mittelgebirgslandschaft. Da hatte sie gelebt, da war sie gestorben. Da vorn irgendwo war ihr Haus, im Jahr zuvor geräumt und verkauft, dort oben auf dem Hügel ruhte ihr Mann, sein Vater, da wird sie selbst auch bald liegen, da hinten gab es mal die Wäscherei, wo sie gearbeitet hatte, in diesem prachtvollen Gebäude da ging er zur Grundschule, hier direkt ist der Sportplatz, da war er als Kind Torwart gewesen und sie hatte ihm zugehört. Mit der Glut der Zigarette, dachte sich Madsen, drücke ich alles weg, dann ist es erledigt. Wie verweht. Er griff zu seinem Telefon und machte die notwendigen Anrufe: Bald waren die wenigen verbliebenen Angehörigen informiert, den Pfarrer kannte er noch von seiner Konfir-

mation, er kümmere sich um den Bestattungstermin, alles so reibungslos wie möglich.

Der Bestatter kündigte sich für den frühen Nachmittag an, sie verabredeten sich im Gesellschaftszimmer der Station des Seniorenheims, wo die Mutter bis vor wenigen Tagen noch gelebt hatte. Auf dem Weg vom Krankenhaus dorthin stopfte Madsen die Kleidungsstücke der Mutter in einen Mülleimer. Das Kuschtier, das sie bis zum Schluss bei sich gehabt hatte, legte er auf den Rand des Behälters, kann noch wer gebrauchen, weiß ja keiner, von wo das kommt. Ihre beiden geöffneten Zigarettenschachteln nahm er mit, außerdem ihren Ehering, ihr Portemonnaie und die vergoldete Halskette mit den Miniaturanhängern: Glaube, Liebe, Hoffnung.

Das Seniorenheimzimmer war schnell geräumt, die Bücher stapelte Madsen in Kisten und brachte sie in den Gemeinschaftsraum, die Kleidung packte er in blaue Müllsäcke, die Fotorahmen von den Wänden kamen in die kleine und nunmehr leere Reisetasche, außerdem noch einige der Kuschtiere, die auf der furnierten Anrichte neben dem Foto des toten Ehemanns gestanden hatten. Eine der Altenpflegerinnen brachte ihm eine Tasse Kaffee, und als sie sich die Augen trocken tupfte, da musste auch Madsen schlucken, da wurde ihm das Ausmaß zum ersten Mal überhaupt klar. Man hatte seine Mutter hier gemocht. Eine demente und lustige alte Dame, die Schwung in den Tag gebracht hatte, sagte die Altenpflegerin, schnäuzte sich und fragte, ob Madsen mehr Kaffee wolle. Schnell drängten sich praktische Fragen zwischen ihrer beider Taubheit: Wer würde den Fernsehsessel abholen? Bräuchte es noch ein Streichen der Wände, wo die Mutter hier ja trotz Verbots geraucht hatte? Mussten die Nägel aus der Wand gezogen werden, oder wären die für die schon morgen einziehende Nachmieterin von Interesse, die ihrerseits wiederum mit einer Armada von Familienfotos anreisen würde? Auf dem Flur hörte er dem

Gespräch zweier dementer Bewohnerinnen zu, die mit ihrer Lage haderten: Wie machen wir das mit dem Übernachten? Sollten wir nicht lieber den Bus nehmen weg von hier? Aber die nächste Station ist die Endstation, da kommt man nicht weiter. Hier weiß ja keiner Bescheid. Hätten wir nur jemanden, bei dem wir mitfahren könnten, dann wären wir aus dem Schneider. Madsen musste lächeln. Aus dem Schneider. Das war seine Mutter jetzt. Später saß er mit dem Bestatter über allerlei Plastikmappen gebeugt und blätterte durch laminierte Fotos von schlichten Holzsärgen, Urnen und Blumenschmuck. Tee-lichthalter, Orgellieder und Trauersprüche suchte er aus, er entschied sich für eine Feuerbestattung und trank zusammen mit dem stämmigen Bestatter eine weitere Tasse Kaffee, er kannte ihn noch aus der Schule, er drückte ihm zum Abschied so fest und verbindlich die Hand, dass er den Händedruck sogar im Zug zurück noch spürte. Die Tage bis zur Bestattung vergingen wie das Gespräch der dementen Damen: in einer mäandernden Bewegung ohne Ziel. Madsen ging arbeiten. Madsen kam nach Hause. Madsen ließ sich vom Nachbarn beschimpfen, einem militanten Nichtraucher, dem es nicht passte, dass Madsen jetzt eine Zigarette nach der anderen auf dem Balkon qualmte, Madsen reagierte gar nicht auf das Gezeter, nicht hier, nicht jetzt. Am Abend vor der Trauerfeier saß Madsen fröhlich beim Bestatter, der ihm ein Angebot gemacht hatte, ja, das war seine einzige Regung während der ganzen Tage seit dem Anruf aus dem Krankenhaus gewesen: die diebische Freude über den halbseidenen Vorschlag des Bestatters. Kalle Madsen reiste nämlich nach der Trauerfeier und der Urnenbeisetzung nicht allein zurück in die mittelgroße Stadt im Ruhrgebiet: Der Bestatter hatte ihm ein wenig Asche aus der Urne abgefüllt. Vor seinen Augen hatte er das Behältnis aufgebohrt, Asche herausrieseln lassen und das Loch mit Klebeband verschlossen. Madsen trug seine frisch kremierte Mutter,

besser, einen Teil von ihr, in einer kleinen Plastikbox nach Hause, die man gewöhnlich für Frühstücksbrote verwendete. Jetzt ist sie also tot, sagte Madsen laut vor sich hin und stellte die Mutter auf den Schreibtisch. Jetzt ist sie also tot. Er klappte seinen Rechner auf und fing an, sich in Briefen zu beschweren. Beim Hersteller einer Schokoladensorte, der die Packungsgröße zum gleichen Preis stillschweigend verkleinert hatte. Beim Schwimmbad, aus dem er sich vor Monaten einen Fußpilz mitgebracht hatte. Selbst beim längst pensionierten Gymnasialdirektor, durch dessen unverständliche Notenvergabe ihm ein Zeugnis verdorben worden war. Immer neue Möglichkeiten fielen ihm ein, Brief um Brief kam aus dem Drucker, irgendwann hörte er auf zu zählen. Zum ersten Mal in seinem Leben reichte es ihm, zum ersten Mal war Madsen das Lachen vergangen, stand es ihm bis hier, und das würde er die Welt jetzt spüren lassen.

Kalle Madsen im weißen Kittel, Ritter der gebeugten Gestalt, mit Morbus Scheuermann, bis der Rücken kracht. Er läuft nicht, er schleicht. Er ist kleiner als die meisten anderen Männer in seinem Alter, er redet selten laut und kommt häufig zu früh, damit er die erste Zigarette des Tages allein auf der Laderampe für Lieferanten rauchen kann. Er sitzt in seinem Kabuff im lichtlosen Untergeschoss des Kaufhauses und trägt Kaffeebestellungen in die dafür vorgesehene Akte ein. Das Faxgerät ist der einzige Weg nach draußen, was man auf Papier hat, das hat man. Eine Umstellung lohnt hier nicht mehr, das Kaufhaus wird verschwinden, das wissen sie schon seit Jahren, aber noch gibt es gerade genug Kundschaft, jährlich wird die Schließungsmaßnahme angedroht, aber bis jetzt ist noch nichts passiert. Und bis jetzt, hat sich Madsen oft gedacht, lief doch eigentlich alles ganz gut. Er ist Mitte 30 und leitet die auf Delikatessen ausgerichtete Lebensmittelabteilung eines Kaufhauses. Seinen weißen Kittel mit Namensschild hat er sich verdient. Mit den Jahren haben ihn die

Kolleginnen und Kollegen respektiert, er ist fleißig und hört ihnen zu und lästert nie. Hinter seinem Rücken finden sie ihn sonderbar, nennen ihn aber trotzdem den Schlaun.

Bis hierher hätte alles wirklich schlechter laufen können. Kalle Madsen kommt aus sogenannten kleinen Verhältnissen. Sein Vater hat in den Stahlwerken geschuftet, seine Mutter hat mal von hier und mal von dort Geld mit nach Hause gebracht, damit sie ihr Reihenhaus Monat für Monat abbezahlen konnten. Irgendwann arbeitete seine Mutter mal als Aushilfe im Supermarkt der Kleinstadt, sie war fürs Auffüllen und die Regalpflege zuständig. Die Ware von drei verschiedenen Firmen musste sie einräumen und darauf achten, dass die Regale ordentlich aussehen. Tütensuppen, Katzenfutter und Konservendosen waren ihr Metier. Nach der Schule half Madsen manchmal mit, gemeinsam zogen sie mit dem Hubwagen die schweren Paletten aus dem Lager, befreiten die Sechserpacks mit Dosen von Folie und räumten sie ein. Als seine Mutter es mit dem Rücken bekam, konnte Madsen ihre Arbeit neben der Schule übernehmen. Von da an war er jeden Tag im Supermarkt. Stundenlang. Dafür gab es keine Notwendigkeit, bezahlt wurde pauschal, aber er fühlte sich wohl, wenn er sich mit den festangestellten Kollegen unterhalten und dabei zusehen konnte, wie die Lieferungen im Stundentakt eintrafen. Das alles beruhigte Kalle Madsen ungemein: Es gab Ware, es gab Kunden, es gab Kollegen, es gab immer etwas, das getan werden musste. Es ging weiter. Was auch immer passierte. Dieser eine Fluchtpunkt, den jeder braucht. Der von Kalle Madsen befand sich nun mal zwischen Tierfutter und Eintöpfen.

Nach der Schule hätte er machen können, was er will: Er interessierte sich für Bücher, er dachte über ein Studium nach, er hätte genau so gut bei der Lokalzeitung im Ort vorsprechen können, für die er manchmal Artikel schrieb und Fotos machte, aber Madsen entschied sich für das,

was er kannte: Er zog bei seinen Eltern aus in die nächstgelegene Großstadt, in der er bis heute lebt, er machte eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann in dem Kaufhaus, in dem er bis heute arbeitet, er zog in die kleine Wohnung im Altbau mit Balkonblick auf den Park und das Kriegerdenkmal, in der er bis heute haust. Seine Eltern waren stolz auf ihn, das kann man nicht anders sagen. Madsen ging zu den Klassentreffen und hörte Geschichten von Abenteuern und Weltreisen. Jemand aus seinem Jahrgang übernahm eine Apotheke in Berlin, eine Schulfreundin wurde die oberste Verhandlungsführerin einer Londoner Anwaltskanzlei bei Bankrotverfahren, ein Freund bekam früh eine Professur und ein anderer Kumpel war bald schon Oberarzt in der Hirnchirurgie einer angesehenen Klinik. Alle hatten sie alsbald Familien und Häuser und ein Auto und dann noch eins. Kalle Madsen sah sich das alles mit einem neidlosen Staunen an, für das er selbst keine Erklärung hatte: Ihm reichte, was es gab. Das war noch nicht mal Bequemlichkeit, es machte ihn glücklich.

Am Wochenende fuhr er zu seinen Eltern, er trank samstags mit seinem Vater am Küchentisch ein Bier und sah mit seiner Mutter Hochzeitsgalas und Rateshows im Fernsehen, sonntags wurde groß gekocht und danach fuhr er wieder zurück. Zu jedem Besuch brachte er angeschlagene oder abgelaufene Lebensmittel mit und fühlte sich wie ein König, wenn er den Eltern teuren Honig oder edle Salami schenkte. Das war ganz und gar legal, außerdem, wer hätte ihn anschwärzen sollen, er war der Chef der Lebensmittelabteilung, er allein war für die Abschreibungen zuständig. Dann wurde die Hochzeitsshow im Fernsehen abgesetzt und sein Vater trank nur noch alkoholfreies Bier. Dann wurde seine Mutter dement, dann starb sein Vater, dann starb der Hund, dann löste er das Reihenhaus auf und brachte seine Mutter ins Seniorenheim. Bis dahin, sagte er sich immer noch, war doch eigentlich alles ganz gut gelaufen.

Madsen hatte nie eine längere Beziehung gehabt. Zwar verguckte er sich gleichermaßen in Männer wie in Frauen, aber selten unternahm er Anstrengungen, zu froh war er darüber, es mit sich auszuhalten. Zu sehr fürchtete er, es irgendwann nicht mehr mit sich auszuhalten. Seine Mutter fragte wieder und wieder, brachte ihn mit alten Schulfreundinnen in Verbindung und unterstellte ihm eine gewisse Umtriebigkeit auf der Suche nach einer Partnerin, aber er suchte ja gar nicht. Am Tag nach seinem Umzug in die Großstadt, da war er neunzehn Jahre alt, war Kalle Madsen in den großen Sexshop gegenüber des Bahnhofs gegangen. Da gab es Videokabinen und einen kleinen Kinosaal. Da war er, ohne, dass es vorher seine Absicht gewesen war, auf Männer getroffen, mit denen er sich ab und zu einließ. Oft mittelalte Typen, schüchtern und ratlos wie er. Er mochte ihren Geruch nach Angstschweiß und Lust, wenn sie sich mit ihren stark behaarten und entkleideten Körpern unsicher auf den Platz neben ihm setzten. Einige Jahre lang ging Madsen mehrmals die Woche dorthin, irgendwann hatte er sogar Bekannte, aber wenn ihn jemand nach seiner Telefonnummer fragte oder vorschlug, außerhalb des Kinos mal ein Bier trinken zu gehen, dann wollte er nicht, dann wich er aus, dann verließ er Hals über Kopf den Sexshop und aß allein im Fastfood-Restaurant des Bahnhofs einen Burger mit Pommes, bevor er sich auf den Weg nach Hause machte.

Ein Mal war er tatsächlich verliebt, so ist es ja nicht. Ein Typ in seinem Alter namens Aaron, der noch studierte und im Kaufhaus bei der Jahresinventur aushalf. Madsen war ab und zu mit ihm was trinken gegangen, er hatte sich zeitweise sogar ausgemalt, wie es gewesen wäre, mit diesem Aaron zusammen zu leben, hatte sich vorgestellt, wie sie in einer großen, lichtdurchfluteten und geschmackvoll eingerichteten Wohnung beim Frühstück sitzen. Eine seltsame Idee war das, denn er trug in seiner Fantasie dabei immer einen weißen Bademantel, ein anderer Kittel als

der, den er auf der Arbeit anhatte. Sie freundeten sich an, aber irgendwann fiel Aaron wohl Madsens fiebrige Aufregung auf, befremdete es ihn, dass Madsen ihm nicht nur zu fast jedem Treffen ein Geschenk mitbrachte, sondern ihm sogar einen Adventskalender gebastelt hatte. Aaron hatte dann aus nichtigem Anlass einen Streit vom Zaun gebrochen und von Madsen verlangt, er solle endlich erwachsen werden, er benehme sich peinlich wie ein Kind. Danach waren ihre Telefonate abgeebbt, getroffen hatten sie sich gar nicht mehr. Nach dem Streit mit Aaron hatten sie nachts im Radio eine Reportage über den sommerlichen Bademeistermangel gebracht. Seitdem dachte Madsen immer an den lächerlichen Aaron im lächerlichen Aufzug eines Schwimmmeisters. Eine Vorstellung, die ihm das Herz leichter machte.

Madsen hatte durchaus Pläne gehabt, er hatte sich manche Dinge sogar sehr gewünscht: Ein einziges Mal überrascht werden von seinen Eltern, während er gerade mit dem Bestellzettel durch die Regalreihen läuft. Ein einziges Mal ein teures Hotel bezahlen für sie und mit ihnen beim Großstadtspanier in der Nähe zu Abend essen. Ein einziges Mal mit seiner Mutter nach Wien reisen und ihr in einer Kutsche die Sehenswürdigkeiten zeigen. Ein einziges Mal wie früher am Meer sitzen, im Strandkorb, erst enttäuscht, weil das Wasser weg ist, und dann, von Stunde zu Stunde, immer aufgeregter, weil es kommt.

Als sein Vater starb, da war Kalle Madsen implodiert: Sie riefen ihn in der Nacht an, als Beethovens »Pastorale« im Radio lief und er schon im Bett lag, kurz und heftig waren ihm die Tränen gekommen. Erwachen trauriger Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande. Danach hatte er nicht mehr geweint, gar nicht mehr. Es hatte so viel zu tun gegeben, einen Pflegedienst für die Mutter finden, der jeden Tag kommt, ihre kindliche Traurigkeit vertreiben, indem er ihr Wellensittiche kaufte und auch unter der Woche in die Kleinstadt fuhr, dass er zuerst gar keine Zeit

gehabt hatte, sich mit dem toten Vater zu beschäftigen. Als dann alles geregelt war, kam anstatt von Traurigkeit die Angst. Plötzlich fürchtete sich Madsen in seiner eigenen Wohnung vor Einbrechern, obwohl es niemals im Haus zu einem Einbruch gekommen war, er verbarrikadierte sich, er kaufte besonders sichere Schlösser, er ging abends nur noch ungern aus dem Haus und nahm selbst für die kurze Strecke ein Taxi zurück, wenn er im Kino gewesen war. Als wäre es ausgemachte Sache, dass es ihm früher oder später an den Kragen gehen würde. Auch für diesen Fall sorgte Madsen vor: Falls man ihn umbringen oder er im Schlaf sterben würde, dann solle man ihn wenigstens ordentlich vorfinden. Jede Nacht vor dem Schlafen zog er sich aus, duschte sich gründlich und legte sich mit frischer Unterwäsche, frischem T-Shirt und frischen Socken ins Bett. Und dann hörte er, in der letzten Stunde vor dem Einschlafen, dem Radio zu. Alles konnte in Trümmern liegen, alles konnte vor die Hunde gehen, alles konnte in einer gewaltigen Flut untergehen, aber die Stimmen aus dem Radio würden nie absaufen. Sie wären immer da, davon war er überzeugt, daran hielt er sich fest. Es ging weiter. Was auch immer passierte.

Kalle Madsen im weißen Kittel, Ritter der gebeugten Gestalt, mit Morbus Scheuermann, bis der Rücken bricht. Eine ganze Zeit lang war alles gut gelaufen, sogar nach dem Tod seines Vaters hatte er sich wieder gefangen und vergaß zwischendurch seine Implosion, die die blanke Panik in ihm hinterlassen hatte. Seit seine Mutter aber tot war, war alles anders. Denn diesmal explodierte er. Und die Welt sollte davon erfahren. Er hatte sich einige Artikel ausgedruckt und las sie während der Arbeitszeit, Zeitungsmeldungen zu Gerichtsurteilen, die sich mit dem unzulässigen Rauchverbot in Mietobjekten beschäftigten. Sie würden ihn nicht klein kriegen, ganz sicher würden sie das nicht. Obwohl er allen in der Lebensmittelabteilung versichert hatte, es gehe ihm wirklich gut, die Mutter sei

schließlich schon lange krank gewesen und mit allem ver-
söhnt gestorben, obwohl er versuchte, sich keinesfalls an-
merken zu lassen, dass anstatt von Traurigkeit gerade pure
und unerklärliche Wut in ihm brodelte, nahm ihn eine
ältere Disponentin aus dem Lager beim Rauchen zur
Seite: Magst du mal mit mir was trinken gehen? Willst du
dir nicht endlich einen Hund kaufen? Das willst du doch
schon lange, das würden wir sogar zusammen hinbekom-
men, ich bin doch auch allein, die eine Woche nimmst du
ihn und die andere Woche ich, das passt doch mit unseren
Schichten. Madsen lächelte, es rührte ihn, wie man sich
um ihn kümmerte. Nein, sagte er, im Grunde ist doch so-
gar alles gar nicht schlecht gelaufen, ich nehme mir
nächste Woche Urlaub und fahre an die belgische Nord-
see, danach sieht die Sache schon wieder anders aus.

Kalle Madsen kommt nach Hause zurück. Er geht durch
die Straße und grüßt, als ob nichts vorgefallen sei, den
Fischhändler, den er seit Wochen nicht mehr gesehen hat,
der gerade seinen Laden abschließt. Im Hausflur öffnet er
den Briefkasten, etliche Antwortbriefe, lauter Lebenszei-
chen: Der Schokoladenhersteller entschuldigt sich bei ihm
und schickt aus Kulanz drei Mustertafeln der aktuellen
Saisonware mit. Das Krankenhaus droht mit Anwälten
und Prozess, sollte er seine Unterstellungen öffentlich ma-
chen und nicht unterlassen. Der Hersteller seines Mobil-
telefons bedankt sich in einem Formbrief für das Interesse,
schenkt ihm eine Zehn-Euro-Gutschrift und weist auf die
neue Produktpalette hin. Die Hausverwaltung ergreift we-
der für ihn noch für seinen Nachbarn Partei, verweist auf
die Hausordnung und appelliert an eine gütliche Eini-
gung im nachbarschaftlichen Gespräch. Das wollen wir
doch mal sehen, denkt Kalle Madsen, streckt der Woh-
nungstür des Nachbarn auf dem Weg nach oben die
Zunge heraus und ist sich sicher, dass möglicherweise nur
eine körperliche Auseinandersetzung diesen speziellen
Sachverhalt lösen kann.

Er kommt in die Wohnung, zieht seine drei weißen Kittel aus dem Rucksack und stopft sie in die Waschmaschine. Er legt seine durchgeschwitzten Klamotten dazu, steigt kurz unter die Dusche und zieht sich frische Boxershorts und Socken an, dazu seinen weißen Bademantel, den er seit Jahren nicht mehr getragen hat. Er bucht sich ein kleines Appartement mit Meerblick an der belgischen Nordsee. Dann dreht er sich eine Zigarette, schnappt sich seine Mutter und tritt auf den Balkon. Er öffnet die Butterbrot-dose mit ihrer Asche und legt den Deckel daneben auf den verwitterten Tisch, als könne sie so besser sehen. Schau, sagt er leise, der Park, das Kriegerdenkmal, aber das kennst du ja schon. Er hört das Räuspern des Nachbarn, der pünktlich ebenfalls auf seinen Balkon getreten ist, aber diesmal will er den Moment der Konfrontation hinauszögern, der wird Kalle Madsen schon noch kennenlernen, denkt er sich, lässt aber die Zigarette unangezündet und setzt sich an den Schreibtisch. Er formuliert eine Antwort ans Krankenhaus, die sich gewaschen hat. Er fordert sie geradezu heraus und stellt Behauptungen auf, von unzumutbaren Pflegezuständen und Beweisfotos schreibt er, von medizinischen Fachleuten, die er kontaktiert habe, darunter einen alten Schulfreund, der eine Neurochirurgie leite, je ausführlicher seine Beschwerde wird, desto mehr schweift Madsen ab, er schreibt, dass es doch gar nicht darum gehe, ob seine Mutter noch einige Wochen mehr gehabt hätte oder nicht, sondern, dass man sich nicht alles im Leben gefallen lassen müsse, auch dann und erst recht nicht, wenn es eh um den Tod ginge, er schreibt von seiner Ohnmacht und von seiner Wut und davon, dass er verlange, dass man ihn zu unterrichten hätte über die getroffenen Maßnahmen hinsichtlich des Qualitätsmanagements auf der geriatrischen Station, ganz zum Schluss räumt er sogar ein, dass er mit voller Absicht und ohne Not das billige Trauerlicht eingepackt und im Müll vor dem Krankenhaus entsorgt habe, er freue sich auf den

möglicherweise daraus resultierenden Rechtsstreit, vor dem er sich nicht fürchte, da er sich gerade vor gar nichts mehr fürchte. Draußen wird es plötzlich windig. Im Radio läuft Meeresrauschen mit Möwengeschrei, Madsen wundert sich, das muss das Notfallprogramm sein, wenn es zu einer technischen Störung kommt er dreht laut auf, schließt die Augen, sitzt im Strandkorb und lässt sich den Nordseewind um die Nase wehen.

Dann brüllt der Nachbar los. Noch lauter und gewaltiger als die Flut im Radio. Madsen kann das erst gar nicht einordnen, so versunken ist er in das Meer, aber dann schaut er auf den Balkon und erschreckt sich: Die Dose mit der Asche seiner Mutter liegt am Boden und ist leer. Ein Windstoß hat sie vom Tisch geweht, Spuren der Asche auf dem gefliesten Boden des Balkons, die ganze Bescherung ist runtergerieselst auf den Nachbarn, gerade, als der an der Brüstung steht, um die Blumen zu gießen. Die Polizei sei schon verständigt, diesmal gäbe es keine Ausreden mehr, jetzt solle Madsen mit seinen Scheißzigaretten zu spüren bekommen, wer hier wirklich am längeren Hebel sitzt. Selbst, wenn er wollen würde, Madsen könnte gar nichts antworten. Er steht in seinem weißen Bademantel auf dem Balkon und hat einen Lachanfall, laut und nicht zu bändigen, er lacht und lacht, und der Nachbar schreit und schreit, ein Spektakel, auf das sogar die herumlungernenden Trinker am Kriegerdenkmal aufmerksam werden und wissen wollen, was los ist. In der Ferne ist eine Polizeisirene zu hören, Meeresrauschen und Möwengeschrei im Radio schwappen bis auf den Balkon, Madsen kann sich einfach nicht mehr inkriegen, er lacht, bis er ganz heiser ist, bis er sich verschluckt, bis ihm die Tränen kommen, bis er vor lauter Lachen zu schluchzen anfängt.

Das Reihenhaus

Jetzt sind es noch wenige Meter zu Fuß. Ich könnte trödeln, aber es hilft ja nichts. Diesmal wird es nicht so schlimm, sage ich mir, während ich aus dem Linienbus steige. Ist ja nicht für lange. Unzählige Töchter und Söhne besuchen gerade ihre Familien. Oder das, was noch davon übrig ist. An Orten, die sie Heimat nennen. Die gehen ja auch nicht gleich ein. Vor der Abfahrt bin ich noch guter Dinge: Du wirst Spaziergänge durch die Wälder machen, in denen du als Kind gewesen bist, du wirst mindestens einen alten Schulfreund auf der Straße treffen und ein Bier mit ihm trinken gehen. Jetzt passiert der Zug die Mittelgebirgslandschaft. Erst das Kohlekraftwerk, die Weiden, die Felder, die vielen Tunnel, dann der Bahnhof, an dem ich aussteige. Mündendorf. Umsteigemöglichkeit zum Bus. Soll die Panik doch bleiben, wo der Pfeffer wächst.

Mein Mantra: Diesmal wird es nicht so schlimm. Diesmal nicht. Jahrelang war jede Rückkehr eine Qual, jahrelang habe ich in den Nächten vor der Reise schlecht geschlafen, jahrelang wollte ich in letzter Sekunde alles abblasen. Diesmal werde ich mich nicht fürchten, wenn die Reihenhäuser in Sichtweite kommen. Da ist doch nichts dabei, Kopf hoch und Brust raus. Was macht dir denn so eine Angst?

Du hast die Welt gesehen. Du bist betrunken durch Brooklyn getorkelt und warst verliebt in Paris, in Rio de Janeiro hat man dich mit einem Messer überfallen. Wer das durchsteht, wird auch Mündendorf überleben.

Der Vorgarten verwildert, die Fassade grünspanig und rissig, der gepflasterte Parkplatz lange nicht mehr genutzt. In der Ecke des Flachdachs brüten öfters Vögel, nisten manchmal Wespen. Ein schmuckloses Gebäude von der Stange, in die Jahre gekommen. Ein bescheidenes Häuschen mit wenigen Zimmern. Trotzdem stelle ich mir manchmal vor, wie es wäre, es zu übernehmen, Wände

einzureißen und Zimmer zu vergrößern, Parkett auszuwählen und alles von Grund auf umzugestalten. Das ist eben unser Haus.

Es gehört, das riecht man schon im Flur, ganz dem Nikotin. Meine Eltern haben in diesem noch immer nicht abbezahlten Reihenhaus etwa eine halbe Million Zigaretten geraucht, habe ich ausgerechnet. Als Kind schlief ich abends auf dem Sofa im Wohnzimmer, während meine Eltern vor dem Fernseher saßen. Ich wollte nie allein sein. Es wurde gequalmt und gequalmt und gequalmt. Nikotin hat meine Träume vernebelt, noch bevor ich denken konnte.

Eine halbe Million Zigaretten, das sind mindestens ebenso viele Erinnerungen. Mein Vater, der am Bahnhof steht, um mich abzuholen, meine Mutter, die vor dem Kindergarten auf mich wartet, mein Vater, der schon gezeichnet ist am Ende seines Lebens und immer noch eine Zigarette in der Hand hat, meine Mutter, die sich auf dem Beifahrersitz eine ansteckt, während wir unterwegs an die Nordsee sind. In den Hotels mancher Länder ist das Rauchen noch erlaubt, man betritt die Lobby oder das Zimmer und kann ihn riechen, den Qualm, der sich über Generationen hinweg in den Polstermöbeln hält. Es genügt manchmal, dass jemand auf der Straße den Qualm seiner Zigarette nach hinten pustet und mir versehentlich ins Gesicht, und schon wird der fremde Mann vor mir zu meinem Vater, für den Bruchteil einer Sekunde.

Eine halbe Million Zigaretten haben sich in den Schränken und Teppichen und Tapeten verewigt, nähme man alle Bilderrahmen in unserem Haus von der Wand, dann würde eine seltsame Ausstellung entstehen, abstrakte Scherenschnitte, Licht und Schatten. Eine kurze Geschichte der proletarischen Reihenhausfamilie des späten 20. Jahrhunderts kurz vor ihrem Untergang, erzählt vom Nikotin höchstpersönlich.

Eine halbe Million Zigaretten, das wäre, gehen wir von einer durchschnittlichen Rauchdauer von fünf Minuten aus, eine ununterbrochene Beschäftigung von erstaunlichem Ausmaß. Vier ganze Jahre und noch dazu einen weiteren Frühling, Sommer und Herbst haben meine Eltern verraucht. Und als jener letzte Herbst vorbei war, ist mein Vater gestorben.

Ihn hat die Qualmerei mit achtundsechzig Jahren umgebracht. Meine Mutter handelte sich vorher schon einen schweren Hirnschlag ein, und trotzdem steckte sie sich nach Wochen im Koma und noch viel längerer Genesungszeit wieder eine an.

Über die grünen Fliesen in Richtung Wohnzimmer gehen. Die Schuhe mutwillig anbehalten. Sachen machen, die früher undenkbar waren: Besteck schmutzig auf Tischen liegen lassen, den sichtbar staubigen Teppich nicht absaugen, Tassen und Teller falsch einsortieren, Dinge in Unordnung bringen und sich nicht darum scheren. Niemand bestraft mich mehr dafür. Die schlimmen Launen meines Vaters sind mit ihm verschwunden.

Meine Mutter sitzt in ihrem Sessel vor dem Fernseher, sie hat eine Zigarette in der Hand und trinkt Cola. Ihre in Falten gelegte Stirn. Ihre praktische Frisur. Ihre großen und mit ihrem rasanten Altern so freundlich gewordenen Augen. Es rührt mich, sie so zu sehen. Mit ihrem ständigen Staunen, mit ihrem kindlichen Gemüt, das sie seit ihrer Krankheit wieder besitzt. Sie hat nicht gehört, wie ich die Haustür aufgeschlossen habe. Hätte sie mich bemerkt, dann wäre sie längst aufgesprungen.

Da ist ja mein Junge, hätte sie gerufen, da ist ja mein Junge. Sie hätte mich lang und fest umarmt, fester, als man es von ihren dünnen Armen erwarten würde. Und dann wäre sie in die Küche gehumpelt und hätte den Ofen angestellt oder zumindest die belegten Brote aus dem Kühlschrank genommen. Ihr Gedächtnis ist unzuverlässig, der Alltag allein nicht mehr zu bewältigen. Aber wenn ich ihr

meinen Besuch ankündige, dann funktionieren die mütterlichen Reflexe noch. Immer macht sie harmlose Witze über mich, immer dichtet sie mir eine neue Freundin an, immer schimpft sie über meine unmögliche Frisur und meine komischen Klamotten, immer stört sie sich daran, dass ich so unrasiert bin.

Meine Mutter ist mager und klein geworden und hat viele Zähne verloren. Nur ihr Haar wird nicht weniger. Sie sieht jetzt aus wie eine ganz alte Frau, wesentlich älter, als sie in Wahrheit ist. Das kommt nicht nur von den Zigaretten, sondern vor allem von der Krankheit. Sie schaut einen Film. Seit sie ihr Hörgerät verloren hat, und das ist sicher schon ein Jahrzehnt her, stellt sie den Fernseher auf höchste Lautstärke. Man muss schreien, um mit ihr zu sprechen. Sie hat eine ausgesprochene Vorliebe für Actionfilme. Bruce Willis, Jean-Claude Van Damme und Sylvester Stallone sind ihre Helden. Oft tobt der Kampf des Guten gegen das Böse, peitschen Maschinengewehrsalven in ohrenbetäubender Lautstärke durch den Raum. Manchmal lacht sie laut, wenn im Film ein Witz erzählt wird. Und wartet der Bösewicht mit geladener Waffe im Hinterhalt, dann versucht sie, den Helden zu warnen. Ich will nicht, dass sie mich schon bemerkt. Ich will ihr beim Fernsehen zuschauen.

Schläfst du denn diesmal hier, wird sie mich später fragen, und wieder werde ich sie enttäuschen. Schon vor dem Tod meines Vaters konnte ich kaum noch in diesem Haus schlafen, irgendwann ist dieses rätselhafte Unbehagen so mächtig geworden, dass ich lieber eine kalte Ferienwohnung miete wie ein Handwerker auf Montage oder im Haus meines Bruders auf dem aufblasbaren Gästebett im Zimmer meiner Neffen übernachte, obwohl hier ein viel bequemerer Schlafplatz wäre. Schläfst du denn diesmal hier, wird meine Mutter fragen, und ich werde verneinen wie üblich, und dann wird sie enttäuscht sein, es aber schnell wieder vergessen haben. Das Glück ihrer Krank-

heit: dass selbst große Traurigkeit nie von langer Dauer ist. Sie wird mir erzählen, was ich schon aus unseren sich ständig wiederholenden Telefonaten weiß. Dass ihr Bein kaputt ist, dass es doch schöner wäre, wenn wir uns öfters sehen würden, dass sie sich danach sehnt, mit mir in den Urlaub zu fahren oder mich in der Großstadt zu besuchen, dass sie endlich mal wieder auf den Friedhof will und dass sie die Telefonnummer von Bechen verloren hat und ich sie ihr gefälligst beschaffen soll. Sie hat mich noch nicht bemerkt. Sie sitzt im Wohnzimmer unseres Reihenhauses, wie jeden Abend, sie wird ihre Tabletten unter der Aufsicht des extra dafür ins Haus kommenden Pflegepersonals einnehmen, wie jeden Abend. Dann wird sie ins Bett gehen. Obwohl es noch früh ist und die Sonne gerade erst hinter dem Mittelgebirgs Panorama verschwunden. Wenn ich mir manchmal aus der Ferne vorstelle, wie meine Mutter einsam auf die Nacht wartet, dann trifft es mich. Dann bin ich manchmal auch mutterseelenallein und so unglaublich traurig, dass mir die Spucke wegbleibt, dass ich mich mit einem Freund verabrede und trinke, sehr viel trinke. In manchen Momenten macht es mir nicht so viel aus, dann denke ich: Sie hat ihr Leben gelebt, vier Kinder großgezogen, und keins davon ist obdachlos oder verrückt oder jemals im Gefängnis gewesen, und jetzt sitzt sie eben Abend für Abend in ihrem Sessel mit den Brandlöchern und raucht und trinkt Cola, und an manchen Tagen bringt mein Bruder ihr Ente mit Reis vom Kleinstadtasiaten vorbei, und sie ist glücklich. Das ist eben der Rest vom Leben, der noch bleibt.

Das Bett meiner Mutter steht neuerdings nur wenige Meter entfernt, mein Bruder hat es so eingerichtet, seit sie nicht mehr gut laufen kann und ihren Rollator braucht. Es steht jetzt dort, wo früher die Essecke war.

Man braucht keine Essecke mehr in diesem Haus. Die Familie, die hier mal lebte, hat sich tatsächlich auserzählt, denke ich manchmal. Wie eine Fernsehserie auserzählt

sein kann – es kommen nur noch Wiederholungen, bis sie irgendwann ganz verschwindet. Meine Mutter, noch keine siebenzig Jahre alt, hält hier die Stellung. Sie weiß manchmal nicht, welcher Wochentag gerade ist, wohl aber, wann ich versprochen habe, mit ihr ein Eis essen zu gehen. Sie ist zäh, mehr als das.

Ich lehne im hölzernen Rahmen der Wohnzimmertür. Da ist noch die Schrankwand aus Furnierholz mit den Fotoalben und abgehefteten Versandhausrechnungen, Lottoscheinen und Schulzeugnissen. Da sind noch die Bilderahmen an der Wand. Da ist noch meine zähe Mutter, die in ihrem Sessel sitzt und Actionkracher schaut. Ich stehe schon zehn, zwanzig Minuten in der Tür. Jetzt kommt Werbung, jetzt rufe ich sie. Ihre graublauen Augen leuchten, als sie mich sieht, und gleich steht sie auf und ruft meinen Namen, immer und immer wieder ruft sie meinen Namen, sie humpelt auf mich zu. Gleich fällt sie mir weinend um den Hals. Schnitzel und Bratkartoffeln hat sie für mich gemacht, von denen sie selbst nichts gegessen hat.

Gutenbergs Welt

Du wirst, was Du warst

Du kannst alles sein. Der gefragte Softwareentwickler, der im Privatjet zwischen Silicon Valley und London pendelt. Hin und her, hin und her. Der weltbekannte Soloposau-nist, stehende Ovationen schon vor dem ersten Ton. Der internationale Bestsellerautor, Verpflichtungen von mor-gens bis abends, aber zum Glück gibt es ja das Landhaus in Schottland, da lässt sich einsam schreiben. Und immer besuchen Dich irgendwann Deine Eltern: in der riesigen Maisonettewohnung über den Dächern von Berlin, in Deinem großzügigen Schlösschen in den Highlands, auf der Dachterrasse Deines kompakt geschnittenen New Yorker Appartements. Und immer öffnest Du ihnen, das ist ganz wichtig, im weißen Bademantel die Tür und prä-sentierst ihnen einen üppig gedeckten Frühstückstisch.

In meiner Fantasie war die Zukunft rosig. Warte nur noch ein bisschen, sagte ich mir als Jugendlicher, dann wirst Du aus dem stickigen Schatten des Reihenhausouterrains ins strahlend helle Licht treten, Du wirst siegesgewiss die kleine Stadt und die noch kleineren Verhältnisse und die noch kleineren Möglichkeiten hinter Dir lassen. Der Va-ter schmiedete, die Mutter schneiderte, ich baute: opu-lente Luftschlösser, um darin zu wohnen. Ohne Können, aber mit felsenfestem Willen: Ich werde anders sein. Ganz anders. Weg von den allmonatlichen Jonglageeinlagen meiner Mutter zwischen Soll und noch mehr Soll auf dem Konto. Weg von den Kästen Bier und Flaschen Schnaps, mit denen mein Vater sich seine Maloche nicht schön, aber erträglich soff. Weg von der Aufregung an jedem Mittwoch und Samstag, wenn die Lottozahlen im Fernse-hen gezogen wurden. Und die Hoffnung in den Augen meiner Eltern aufglomm und erlosch wie ein Stück Glut in der Schmelde.

Meine Herkunft war beides: Niete und Hauptgewinn zur gleichen Zeit. In meinen altmodischen Klamotten hing der Kohlenstaub und Zigarettenqualm meiner Eltern. Die ich über alles liebte, auf die ich stolz war, für die ich mich nie schämte, fast nie jedenfalls. Dass andere Kinder anders lebten: egal. Wir hatten doch ein Haus. Wir hatten doch ein Auto. Wir hatten doch genug auf dem Grill, an Schweinenackensteaks und Bratwürstchen mangelte es nie. Ich konnte sein, wie ich will. Auf meiner Insel, in meinem Reihenhaus der Seligen. Meine Eltern ließen mich gewähren. Was auch immer Softwareentwickler, Soloposaunisten oder Bestsellerautoren treiben: Wenn ich auch so ein fauler Hund werden will, vermittelte mir mein Vater, dann soll ich es eben werden. Entbehrung hieß also paradoxerweise zugleich: Freiheit. Große Freiheit.

Dass ich gleichzeitig mit meiner Arbeiterherkunft aber auch ein schlechtes Los gezogen hatte, merkte ich erst Jahre später. Dann nämlich, wenn die Erkenntnis plötzlich über mich hereinbrach: Die Niete, das bist Du selbst. Bei Partys in der Leipziger Eliteschmiede der Schriftsteller, wenn mir beim Blick in den Spiegel auffiel, dass die vererbten und verfärbten XL-Hawaiihemden von Onkel Walter aus Bochum-Werne abstinken gegen den Rest. Während der Gespräche mit weitgereisten, weltläufigen Mitstudierenden, die irgendwann in peinliches Schweigen übergingen. Nicht zuletzt: Beim Blick aufs Konto, das sich mit den Jahren nie füllte, auf dem ich ebenfalls eine Jonglage zwischen Soll und noch mehr Soll veranstaltete, während Gleichaltrige ihre ETF-Portfolios mit bangem Renditeblick auf dem Weg zur ersten eigenen Immobilie hegten und pflegten.

Seit ein paar Jahren juckt mich das nicht mehr, im Gegenteil: Ich trage ihn mit mir rum und vor mir her, den Arbeiterstolz. Scheue mich nicht mal mehr, wie meine Mutter früher für einen irre billigen Raclettegrill morgens der erste Kunde im Discounter zu sein. Genieße das

Privileg, über kein Privileg zu verfügen. Zum Beispiel in Sachen Geld: Meine Eltern waren, den mangelnden Möglichkeiten zum Trotz, von unglaublicher Großzügigkeit und ebenso unfassbarer Verschwendungssucht. Jeder unerwartete Euro führte zu einem Adrenalinkick – und wurde im selben Augenblick gleich doppelt ausgegeben. Du wirst, was Du warst: Das hat nichts Beklemmendes mehr. Die Herkunft als Geschenk aus zweiter Hand: besser als nichts. Außerdem hatte ich ja noch Glück: Nach dem Abitur konnte ich studieren und kam klar mit dem, was das BAföG-Amt monatlich rausrückte. Heute sind Mieten und Lebenshaltungskosten drastisch gestiegen, der Druck auf die eigene Bildungsbiographie ist höher. Und da ist dieses diffuse Gefühl, dass eine Herkunft aus prekären Verhältnissen heute vielleicht offener zu vertreten ist, sich damit aber deutlich schwerer leben lässt als noch vor zwanzig Jahren. Insofern bin ich nicht unglücklich, dass es das alles nie gab: Die wöchentlichen Transatlantikflüge, das Kaviar-Frühstücksbuffet für die Eltern, den furchtbar weißen Bademantel. Denn diese Gewissheit bleibt, Herkunft hin oder her: Ich war ein Arbeiterkind mit nichts in der Hand. Aber ich hätte alles sein können. Wirklich alles.

Die Ameisen

Was Ihnen persönlich erscheint, das verbrennen Sie. Räumen Sie es in Kartons, bringen Sie es in den Garten, zünden Sie es an.

Unser Haus wird geräumt. Ein Jahr nach dem Verschwinden meines Vaters wird auch unser Haus verschwinden, endgültig, weil die Zigarettenpapierfabrik es mir abgekauft hat.

Schnaufend tragen sie die ersten schweren Möbel vor die Tür. Sie stöhnen über das Gewicht der Anrichte aus der Küche, sie stöhnen über den schweren Bauernschrank, sie stöhnen über das sperrige Krankenbett aus Eisen, an dem die Handfesseln herunterhängen wie tote Hühner. Es gibt einen Container, der ist für den Unrat. Die meisten Sachen in unserem Haus sind Müll. Es gibt einen Laster, der ist für die Sachen, die noch zu verscherbeln sind. Sein Motor läuft stundenlang, unentwegt, als würden auch die verwertbaren Dinge unseres Hauses in Wahrheit direkt zermalmt und zermahlen und unter dem Laster als Staub zurück auf die Erde rieseln. Unser Haus riecht nach Benzin, sonst nach nichts mehr.

Ich bin mit dem Zug aus dem Norden gekommen, nichts anderes bei mir als meinen Rucksack, nichts anderes bei mir als meine dünne Jacke. Ich habe mich nicht gewaschen, ich habe nicht gegessen, ich habe mir nichts Frisches angezogen, ich bin sofort zum Haus, wir hatten Verspätung, und ich wollte nicht zu spät sein. Die Männer standen schon rauchend da. Sie begrüßten mich mit zu festem Händedruck. Alle drei kompakt und muskulös wie die Wildschweine. Alle drei mit kurzen Hemden und Hosen. Und alle drei stumm. Sie zeigten es mir, indem sie ihre Hände an die Lippen führten und so taten, als würden sie ihre Münder mit einem Schlüssel abschließen. Die stummen Männer. Sie erwarten klare Anweisungen, die ich ihnen nicht geben kann. Schmeißen Sie

alles weg, sage ich, aber damit sind sie nicht zufrieden. Nehmen Sie mit, was sich verkaufen lässt, der Rest kommt auf den Müll. Auch das reicht ihnen nicht. Werfen Sie fort, was nicht mehr zu gebrauchen ist, sage ich, behalten Sie alles, woraus sich noch was machen lässt, sage ich, und was Ihnen persönlich erscheint, das verbrennen Sie.

Wir müssen die Zimmer vorher gemeinsam besichtigen, schreibt einer der Stummen auf seinen Notizblock, sonst kommen Reklamationen, sonst wird behauptet, wir hätten die teuren Sachen unterschlagen, man erlebt alles Mögliche, wenn man Häuser ausräumt. Jetzt übernimmt der zweite Mann den Stift: Nichts macht den Menschen verzweifelter, schreibt er, als der Verlust. Es ist, schreibt er, als würde man den Menschen an den Eingeweiden zerren, da kann man doch verstehen, dass er zur Hysterie neigt, dass er die falschen Leute zur Verantwortung zieht und uns die Schuld an der Misere gibt, obwohl wir doch nur das tun, was er uns sagt. Jetzt hat der dritte Mann den Stift übernommen: Deshalb müssen Sie mit uns durch die Zimmer gehen, Sie müssen sagen, das kommt weg und das bleibt, und dann müssen Sie dafür unterschreiben.

Ich schleiche hinter ihnen her, fremd geworden in meinem eigenen Haus. Zuerst sammle ich die Prospekte und Briefe hinter der Haustür ein: unzählige Umschläge, alle adressiert an meinen Vater. Die Post eines langen Jahres. Ich schaue nicht drauf, ich stopfe sie in meinen Rucksack und eile den Männern in die Zimmer hinterher. Ich bin ja schon dankbar, dass sie endlich mit der Arbeit angefangen haben. Natürlich, die Astronautentapete im Kinderzimmer ist noch da, wo soll sie auch hin sein. Es ist immer nur ein Motiv, welches sich über die langen Tapetenbahnen hundertfach wiederholt: Der Astronaut mit seinem Raumschiff inmitten von Sternen, und über allem ein viel zu großer Mond. Ausgerechnet

am Rand jeder Tapetenbahn wurde der Mond abgeschnitten, es war nicht möglich, die Tapete so zu kleben, dass die Bilder vollständig wurden. Die vielen Sterne sind über die Jahre verblasst, und die abgeschnittenen Monde haben sich mit den Ecken der Tapete von der Wand gelöst. Natürlich, das Zimmer der Eltern ist noch da, ich gehe vorbei an den Hochzeitsfotos, ich will keinen Blick riskieren. Natürlich, da ist noch der Hundekorb, da ist noch die Leine, da ist noch die Kiste mit den Medikamenten von meinem Vater, da ist noch das Regal mit den ungeöffneten Konservendosen aus den Achtzigern, als wir das Haus gerade gekauft hatten, da sind noch die Puppen mit den bleichen Gesichtern und roten Mündern, da sind noch die Kupferstiche an der Wand, da sind die Fotoalben, die Kochbücher, die Schnapsflaschen, die vergilbten Lottoscheine, gestapelt und von Gummiringen zusammengehalten.

Los jetzt, sage ich, nachdem ich unterschrieben habe. Los jetzt, rufe ich und klatsche in die Hände, was den stummen Männern eine Freude macht, denn sie lachen wie Kinder, jetzt aber, hopp, hopp, schreie ich, und schon birst das erste Holz in den Zimmern, schon poltern die ersten Bücher aus den Regalen, schon fliegen die ersten Porzellanpuppenköpfe durch unser Haus.

Ich stelle mir einen Klappstuhl auf den Kies im Vorgarten. Jetzt bringen sie die Werkbank raus, jetzt die Kleider der Mutter und die Pullover des Vaters, sie haben die Stoffe in blaue Säcke gepackt und zugebunden, aber regelmäßig platzen die Säcke auf, schöne Sommermode und dicke Winterteile quellen heraus. Ich erkenne Sachen von mir, aber ich schreite nicht ein, alles soll verschwinden. Ich erkenne die wertlosen Schätze der Großtanten aus dem Schwarzwald, die in den Container fliegen und zerbersten, all die Kuckucksuhren und Heidelandschaften in Öl, all die Buddelschiffe und Kistchen und Kisten.

Als ich beinahe schwach werde, als mein Hals trocken wird und meine Augen sich mit Tränen füllen, da retten mich die Tiere. Vier oder fünf Ameisen kriechen an meinem Bein hoch, ich mache eine falsche Bewegung und sie beißen zu. Sie verspritzen ihr Gift auf mir, weil sie mich für den Feind halten. Ich scheuche sie weg. Wie kann das sein. Der Winter kommt bald, und sie sind noch da. Diese vier oder fünf Tiere sind nicht allein; ich knie mich auf die Steine und entdecke die traurige Kolonie. Sie haben sich zwischen Kellerschacht und Vorgarten angesiedelt, wahrscheinlich lange vor uns. Viele Sommer lang habe ich ihnen über Stunden zugesehen. Es sind keine dummen Tiere. Wenn einer Ameise das Stück Holz abhandenkommt, dann dreht sie auf der Stelle um und holt ein neues. Wenn neben ihr der Kamerad stirbt, dann weint sie nicht, dann ruft sie nicht den Pfarrer an, dann wird sie nicht in den Nächten von Panikattacken heimgesucht, dann muss kein Sarg ausgesucht und keine Wahl zwischen Feuer-, Erd- und Seebestattung getroffen werden, wenn der Kollege tot ist, dann wird er entsorgt, dann wird er verbaut. Er wird das verlorene Stück Holz. So geht das bei den Ameisen. Sie wissen gerade genug. Aber jetzt machen sie mir Sorgen: Sie müssten längst unter der Erde sein und erstarrt auf den Frühling warten. Bald kommt der erste Frost, aber sie sind noch hier. Langsam torkeln sie hintereinander her ohne Stöckchen und ohne toten Kollegen unter dem Arm über den Kiesweg und werden von den Möbelpackern zertreten. Eine Kolonne von Tieren läuft Richtung Blumenbeet, aber selbst der Anführer taumelt, als hätte er die letzte Nacht durchgesoffen. Sie haben in meiner Abwesenheit, so muss es sein, den Krieg oder die Bombe überstanden, und jetzt wissen sie nicht mehr, was zu tun ist und wohin sie gehören. Es ist, als wüssten sie zu viel. Einer der stummen Männer deutet jetzt mit angestrengtem Blick auf den Ohrensessel auf seiner Schulter, den er

schon wurfbereit in die Höhe hält. Weg, sage ich. Er nickt und schleudert ihn, meine Ameisenfreunde zertrampelnd, in den Container. Ich sehe noch das Sofa, ich sehe noch die Garderobe, ich sehe noch die fleckige Matratze. Einer der Stummen streift mit seiner Hand meine Schulter, wird schon wieder, das kann ich seinem Nicken entnehmen, wird schon wieder. Bald ist der Container voller als unser Haus.

Dann sind die stummen Männer verschwunden. Der Laster ist weg, der Container ist weg, das Haus ist weg, auch wenn es noch steht. Die Küche und eine Küchenuhr haben sie mir gelassen, ansonsten sehen die Räume so aus, als wären wir nie hier gewesen. In allen Zimmern sind die Wände nikotingelb, helle Flecken bleiben da und erinnern daran, wo Bilderrahmen und Regale hingen, wo Vitrinen standen. Das Schlafzimmer, das eine Kinderzimmer, das andere Kinderzimmer, das Bad, das Wohnzimmer, die Küche, das Gästeklo. Der Keller und die Waschküche. Die stummen Männer waren gründlich und gut.

Erst, als ich gehen will, finde ich die beiden Umzugskartons im Flur: Was Ihnen persönlich erscheint. Sie sind zu schwer, um sie vom Balkon zu kippen. Sie sind zu schwer, um sie an die Straße zu stellen. Die persönlichen Dinge. Alles sollten sie verbrennen. Aber das haben sie nicht gemacht. Auch ich lasse die persönlichen Dinge, wo sie sind, fülle kochend heißes Wasser in den letzten verbliebenen Eimer und ziehe die Tür hinter mir zu. Schwall um Schwall klatscht das dampfende Wasser an die Wand, schwemmt die Ameisen fort in den Rinnstein, ich spüle sie alle weg, bis die Steine sauber sind.

Abschied von Zuhause

Ein Dilemma in fünf Phasen

Es ist noch früher Morgen und ein bisschen windig im Mittelgebirge. Ich schließe ein allerletztes Mal die Haustür ab und stehe im Vorgarten. Hören Sie das? Das ist nicht das Meer in der Ferne, nicht doch, das sind die Bäume, das Rauschen ihrer wogenden Zweige. Man kann sie da oben im Luftzug tanzen sehen, das beruhigt unheimlich. Ein Orkan hat vor etlichen Jahren tiefe Löcher in den Wald, überwiegend Nadelhölzer, gerissen, die Wunden heilen elend langsam, wenn überhaupt. Mal wieder ist wie in einer alttestamentarischen Geschichte ein Sturm gekommen. Oder wie im Märchen, da reicht ja sogar ein einzelner Wolf, um das Zuhause zu verwüsten. Unwiederbringlich. Jetzt wird die morgendliche Stille gestört, die Schicht fängt an. Tok. Tok. Tok. Pause. Tok. Tok. Tok. Pause. Das ist der Schmiedehammer im Tal. Er gehört zu einem Industriebetrieb, der Autoteile herstellt, seit ich denken kann.

Wegen meines Zuhauseounds haben manche später zugezogenen Nachbarn irgendwann die Reihenhaussiedlung wieder verlassen. Mir ist der Rhythmus in Fleisch und Blut übergegangen. Andere Leute wohnen schon als Kinder an Bahnstrecken und können in den ersten Nächten fern von Zuhause nicht schlafen, weil ihnen das Rattern der Güterzüge und Regionalbahnen fehlt. Mir hingegen fehlte woanders der Schmiedehammer. Mehr noch als das Rauschen des Waldes. Aber davon will ich später erzählen. Bis zum Erbrechen.

Jetzt ist es Zeit für Abschied. Jetzt ist die Tür zu meinem nicht mehr zu mir gehörenden Zuhause abgeschlossen, jetzt müsste man mutig sein, den Schlüssel einfach in die Büsche pfeffern und sich in der erstbesten Kleinstadt-
kneipe bis zur Besinnungslosigkeit die Kante geben, ich

aber schleiche stattdessen weg wie ein geschlagener Hund, unbehaust und zitternd vor Kälte, der beschissene Herbst im Mittelgebirge. Wahrscheinlich ist das Blödsinn, wahrscheinlich ist das eine ganz normale körperliche Reaktion, wahrscheinlich zittern mir einfach die Hände vor lauter Schrecken. Entschuldigen Sie bitte, das ist reichlich pathetisch. Und nein, das geht jetzt keine Nummer kleiner, im Gegenteil. Es braucht Musik, die mich so richtig ins Zuhause weh stürzt. Vielleicht ein bitteres Streichquartett? Ach, lieber Beethovens »Pastorale«, eine etwas schleppende Interpretation, das ist eine sichere Bank, das ist der Würde und Schwere dieses Augenblicks angemessen. Sehr gut.

Da stehen wir nun also und haben das Dilemma. Das eine Zuhause gibt es nicht mehr. Ein anderes Zuhause ist nicht in Sicht. Was bleibt, sind Abschied und Suche. Und unsere Trauer. Das ist doch mal ein Anfang. Darüber kann man reden. Wenn wir aber in unserer Trauerbekundung nicht den üblichen Schmus von einer langen, erfüllten Existenz, die nun ganz natürlich ihren Abschluss gefunden hat, reproduzieren wollen, müssen wir den Gegenstand des Verlusts, der bedauert werden soll, genau sezieren. Und das wird schwer. Sehen wir also vorweg den Tatsachen ins Gesicht: Zuhause definieren. Ein Ding der Unmöglichkeit. Wo sollen wir denn da anfangen, wo aufhören? Bei Adam und Eva, die aus dem Paradies vertrieben werden und uns alle zur ewigen Zuhauselosigkeit verdammen? Beim Privatfernsehen, das uns das spätkapitalistische Herz wärmt mit Heilsversprechen wie: »Willkommen Zuhause«? Heißt das, dass Zuhause überall ist, wo es Kabelanschluss gibt? Oder sind wir eh ganz und gar und ontologisch und wesentlich und seit jeher zuhauseverloren, siehe angebissener Apfel der Erkenntnis, und dagegen kämpfen wir ein Leben lang an?

Sie merken es: Wir *müssen* uns bei diesem Thema verheben, wir *müssen* mit Lücken arbeiten, wir müssen ein-

sehen, dass es so viele Zuhauses und Nicht-Zuhauses gibt wie Menschen, vermutlich. Wir *müssen* uns, vielleicht, auf das eigene Gefühl verlassen und davon erzählen. Damit wir nicht schon vor der ersten Kondolenz kapitulieren.

Nach Definitionen von Zuhause können wir nur rastlos suchen, fremd einziehen, fremd bleiben, fremd ausziehen. Mit dem Abschied sieht es schon besser aus. Denn wenigstens der hat, so sagen es zumindest gelehrte Theorien, eine gewisse Ordnung, über die sich reden lässt:

Das Leugnen, der Zorn, die Verhandlung. Die Depression, die Akzeptanz. All das, was wir machen, wenn der Verlust ausreichend oft durch das Mahlwerk unserer Gefühle getrieben worden ist. Die Unbehaustheit ist gut so, wie sie ist, weil. Ich habe mein Zuhause verloren und bin deshalb jetzt so, damit. Allem Schmerz zum Trotz bin ich angekommen, und das können Sie auch, indem.

Aber Moment, bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Für den Augenblick sind wir noch geschockt, stehen selbst fahl vor der aschgrau gewordenen, rissigen Fassade des Reihenhauses und wissen, dass dieses Kapitel jetzt endet, dass es kein Zurück mehr gibt nach Hause. Erinnern wir uns also lieber einstweilen.

Drei Schweinchen leben in drei Häusern. Eins aus Stroh, eins aus Holz, eins aus Stein. Aber das Idyll ist bedroht. Ein Wolf steht vor der Tür. Die ersten beiden Häuser bläst er ohne jede Mühe um. Beim Steinhaus geht ihm die Puste aus. Da klettert er übers Dach durch den Schornstein, aber landet direkt im Kochtopf, den das schlaue Schweinchen aufs Feuer in den Kamin geschoben hat. Zuhause gerettet, das ist doch eigentlich gar nicht so schwer. Im Ernst? Ein Kindermärchen, um über die schwärende Wunde des Zuhauseverlierens zu reden? Hat der sie noch alle? Sind wir jetzt wieder drei Jahre alt? Ja, das sind wir. Und darum kann ich ruhig mit dem Wolf heulen. Es gibt einige erzählerische Varianten des Märchens: Mal entkommen zwei Schweinchen der drohenden Obdachlo-

sigkeit und ziehen schnell zum dritten Schwein ins Steinhaus. Mal verbrüht sich der Wolf lediglich, als er in den Kessel stürzt, mal wiederum platzt er gar beim Versuch, das Steinhaus umzupusten. Meine Variante geht so: Mag sein, dass der Wolf gegen ein Haus aus Stein machtlos ist. Aber meine Häuser waren immer aus Stroh und Holz ...

Zuhausesein kann ich nie ohne Abschied denken. Nie ohne Trauer. Konnte ich nicht mit 3, kann ich nicht mit Mitte 30. War immer schon zum Kotzen. Wortwörtlich. Der lange Abschied von Zuhause beginnt, wenn man es schafft, aus dem Bettchen zu krabbeln, die ersten Schritte zu laufen. Wenn die Außenwelt auftaucht. Beckett hat verdammt recht, wenn er Pozzo im Godot die ganze Vergeblichkeit des Ankommens in den Mund legt: Rittlings über dem Grabe und eine schwere Geburt. Das Leben ist kurz, und mit jedem Anfang beginnt ein Abschied.

Ist Ihnen das jetzt schon viel zu privat, weil Sie ahnen, dass alles auf eine autobiographische Daheimskizze hinausläuft? Tut mir leid, da müssen Sie durch, ich muss es ja auch. Wollen wir ein wenig Schlager dazu hören, damit es wenigstens schön schmalzig wird?

Wenn ich den Zeitpunkt des allerersten Zuhauseverlustes benennen soll, lande ich immer im Alter von drei Jahren. Was bis dahin geschah: Eine auf den ersten Blick unverdächtige Kleinstadtkindheit. Hart arbeitende Eltern aus der sogenannten Unterschicht, die sich, wie man mittlerweile weiß, bis ans Ende ihrer Tage verschulden für ein schmales Mittelreihenhaus mit Blick auf die umliegenden Wälder und Täler des Sauerlands. Die sich dafür »krummlegen«, wie sie selbst es nennen. Sie entstammen der Kriegs- und Nachkriegsgeneration des Ruhrgebiets, der Vater hört im Hochbunker noch die Bomben fallen, sieht die Nachbarhäuser brennen, die Mutter berichtet beiläufig und andeutungsweise von »bösen Männern«, übergriffigen Kriegsheimkehrern, aber sie geht nie in Details. Der

Vater wird Bergmann, die Mutter Näherin. Aus ihren mitgebrachten Traumata zimmern sie sich einen Traum. »Ich bau' Dir ein Haus, Du wirst schon sehen«, trällert Heintje, der notorische Zuhauseheld aller malochenden Mamas der Wirtschaftswunderzeit.

Ein Versprechen. Eine Drohung. Vielleicht beides.

Das ist der Grund, auf dem gebaut wird. Auf dem entsteht, was ich später mein »Zuhause« nennen werde. Der Boden ist unebener, als man es bei einem Reihenhauseidyll vermuten würde. Im Fundament wohnt der Schrecken zur kostenlosen Untermiete.

Bis zum dritten Lebensjahr existieren wenig bewusste Erinnerungen, bis dahin unterstellen wir unserem Protagonisten dieser Geschichte, also mir, einfach mal eine gewisse Zuhauseeligkeit. Papa auf Arbeit, Mama daheim, passt schon. Dann aber, und jetzt kommen wir zum Urschreck, dann aber kommt der Kindergarten.

Für das Kleinkind, das ich war, ein Wort wie Knast, tägliche Vernichtung. Ein Deal wird ausgehandelt: Das Kind verspricht, sich zusammenzureißen. Die Mutter verspricht, täglich vier Stunden um das Kindergartengebäude herum zu laufen, um im Fall der Fälle zur Stelle zu sein. Doch alle Bemühungen helfen nichts, der Junge muss sich übergeben. Jeden Morgen. Mal schmeckt ihm der Kakao zu milchig, dann hat ein anderes Kind Geburtstag und bringt Kuchen mit. Und ihm wird schon bei der Vorstellung schlecht, jenseits von Zuhause etwas zu essen. Dann fliegt der Mutterschwindel auf, weil sie sich selbstverständlich nicht täglich vier Stunden lang um den Kindergarten herumquält – und das Kind übergibt sich, wo es geht und steht. Ich könnte kotzen. Ich kotze.

Doch bis heute bin ich auf diese Erfahrung zurückgeworfen, wieder und wieder. Bis heute bin ich drei Jahre alt, wenn es ums Verlassen, wenn es ums Verlassenwerden geht. Jedem Abschied wohnt ein Kotzen inne. Und ein Gefühl, für das es kaum Worte gibt. Als würde einem der

Boden unter den Füßen weggezogen, das Haus vor Augen umgepustet, das Refugium beschlagnahmt. Und keine Chance auf Rückgabe.

Ich kann diese Gefühle reflektieren und dadurch ihre Wucht abmildern, mehr nicht. Das Kind fürchtete nichts mehr als Einbrecher in den eigenen vier Wände – und fürchtet sie auch heute noch. Das Kind denkt immer alles vom Ende her, als wäre die Auflösung des Zuhause-Verbands, die Kappung der heimeligsten Beziehungen von vornherein beschlossene Sache – und tut es auch heute noch. Das Kind stellt sich vor, wie es sein würde, wenn das sogenannte Zuhause entrümpelt und bis zur Unkenntlichkeit geleert ist – und stellt es sich auch heute noch vor. Mehr noch: Es weiß sogar mittlerweile ganz genau, wie es sich anfühlt. Mein Abschied von Zuhause, der mit drei Jahren begann, vollendet sich gut dreißig Jahre später.

Das Haus ist wüst und leer. Nikotingelbe Schichten von Tapete auf Tapete auf Tapete. Kindheit und Jugend halten nach mit jedem Schritt auf der günstigen Auslegeware. Mir sitzt der Schock in den Knochen, gegen den ich mich nicht wehren kann, der mich trotz jahrzehntelanger Vorbereitung trifft wie ein Blitz: Zuhause gibt es nicht mehr. Ich laufe durch die gähnend leeren Räume, durch den zum Grab gewordenen Reihenhaus-Schuhkarton. Und stelle mir allen Ernstes die Frage: Gab es uns wirklich? Waren wir jemals hier?

»Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause«. Seit 1970 begleitet uns das wie ein Mantra. Glück ohne Ende braucht eigene vier Wände. Das schreibt sich fort, hält sich hartnäckig, von Generation zu Generation, von Werbeblock zu Werbeblock. Eine Bausparkasse hat den Spruch vor Jahrzehnten in die Welt gesetzt. Jetzt wissen wir, wonach wir uns sehnen sollen. Aber was passiert, wenn das Haus steht? Und wir trotzdem noch eine Menge Zukunft vor uns ha-

ben? Nächstes Zuhause, nächstes Leben? Das verschweigen die Bausparkassen.

Damit sind wir der ganzen Daheimparadoxie auf der Spur: Dass sich dieses Zuhause meistens nur in Zukunftsförmigen denken lässt, idealisiert und sorglos, dass es sich nur niemals einlösen darf, weil wir dann zwar um eine bescheidene Immobilie reicher, aber um ein gewaltiges Daheimversprechen ärmer sind.

2019 wollten dänische Glücksforscher wissen, wie es mit unserem Verhältnis zur Behaustheit steht. 13.500 Menschen in zehn Staaten haben sie befragt. Ergebnis: Bis auf die Dänen selbst ist in Europa niemand so glücklich mit seinem Zuhause wie die Deutschen. Das größte Glück ist dabei übrigens das Badezimmer, 97 Prozent aller Deutschen sind damit ganz und gar zufrieden. Interessanter für uns ist die emotionale Gesamtlage: Denken die Deutschen an Zuhause, dann empfinden sie ganz überwiegend Stolz. Um ganze sechs Prozent stolzer als der europäische Durchschnitt sind wir auf Haus, Wohnung und Garten. Wir fühlen uns dort auch überdurchschnittlich geborgen. Das Zuhause als Refugium: 90 Prozent der Deutschen gefällt das.

Der Deutsche liebt den Heimvorteil. Das bringt ordentlich Druck auf den Kessel der Lebensplanung: Andere sind schon längst angekommen. Andere sparen schon aufs Ferienhaus am Meer. Andere kriegen das doch auch auf die Reihe mit dem dauerhaften Zuhause sein, was stimmt denn nicht mit mir?

Das hat sich Daniel Schreiber auch gefragt. Sein 2018 erschienener Essay »Zuhause. Die Suche nach dem Ort, an dem wir leben wollen« ist so etwas wie ein Zuhauseweh-Standardwerk. Weil Schreiber sich nicht schont, das hat er auch vorher nicht, da schrieb er nämlich darüber, wie er mit dem Alkohol aufgehört hat – wobei er diesen Selbstzerstörungsreflex durchaus in Verbindung bringt mit der rastlosen Suche nach seinem *place to be*.

Seine Suche fängt mit einem Verlust an: Er ist in London und trennt sich endgültig von seinem Lebenspartner. Daraus erwächst eine manifeste Depression. Er spricht von einem »überraschend großen Verlust«, von einer Leerstelle auf der »inneren Landkarte«, davon, dass etwas fehlt, das er nur »Zuhause« nennen kann.

Der Unbehauste fängt an, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er versucht, sein Verhältnis zum mächtigen Zuhause-Konstrukt ins rechte Licht zu rücken. Schreiber durchwühlt die eigene Kindheit und Jugend im Mecklenburgischen, er durchstöbert die eigene Familiengeschichte und stößt auf Indizien. »Wir werden von diesem Ort, an dem unsere Geschichten ihren Anfang nehmen, nie loslassen können«, schreibt er. Immerhin, und das bringt uns doch einige Trippelschritte voran, räumt Schreiber mit dem ewigen Konstrukt eines Zuhauses als festgelegten Fixpunkt, als felsenfeste Bestimmung auf. In Wahrheit seien all die Geschichten von einem »Zuhause« doch viel beweglicher: »Geschichten des Sich-Niederlassens, des Aufbruchs und des Sich-erneut-Niederlassens«. Dynamik statt Bausparvertrag. Das funktioniert übrigens nicht nur als historische Betrachtungsweise über mehrere Generationen hinweg: Es reicht ein einziges kleines Menschenleben dafür, um zu zeigen, wie am in mäandernden Bewegungen ständig auf der Suche bleibt, ein neues Zuhause betritt, um im selben Moment auf die Hintertür zu schießen, damit die Sucherei bloß bitte kein Ende nimmt.

Daniel Schreiber geht es ähnlich bei seinem Versuch, einen Ort zu finden, an dem er leben will: das Dorf in Mecklenburg oder London oder New York oder Berlin? Ankunft heißt Aufbruch, und vielleicht sind Flugzeuge und Hotels ja die wahren Heimstätten. Das ist zwar nur ein bedingt lebbares Konzept, aber es geht schon. Irgendwie. Mit geradezu kindlicher Fantasie glaube man, dem »Leben zu entfliehen« und alle negativen Punkte des Da-

seins an einem neuen Ort »auf quasi magische Weise« hinter sich zu lassen.

Zumindest für den Moment soll uns das genügen. Wir brauchen kindliche Fantasie, wir brauchen Zauber. Möglicherweise reicht uns fürs Erste ein Eimer mit weißer Farbe als Hilfsmittel.

Das erste leer geräumte Zimmer ist das Schlimmste. Echt. Man kann nicht glauben, was man da tut. Man kann nicht fassen, was da passiert. Wie man sehenden Auges an der Auflösung dessen arbeitet, an das man glaubt. Beruhigen wir uns: Tok. Tok. Tok. Pause. Tok. Tok. Tok. Pause. Sie erinnern sich richtig, das ist der Schmiedehammer. Wenn ich den höre, dann kann ich für den Augenblick leugnen, dass da jetzt kein Zuhause mehr ist. Aber das ist natürlich trügerisch. Wie das Geräusch an sich. Denn das Tok-Tok-Tok kommt diesmal nicht aus der Industrieschmiede im Tal. Es kommt direkt aus dem Souterrain. Der Reihe nach:

Auf den Schock des Verlusts folgt die erste eigentliche Trauerreaktion: das Leugnen. Die Trotzphase des Zuhause-losen. Wobei das mit diesen Phasen der Trauer natürlich so eine Sache ist: Nicht zwangsläufig stolpern sie dramaturgisch fein säuberlich getrennt auf die Bühne. Manchmal umarmen sie sich, manchmal zanken sie, manchmal treten sie binnen kürzester Zeit nacheinander auf, verbeugen sich aber nur brav, um dann wieder der dominierenden Phase den Vortritt zu lassen. Wir brauchen ein wenig Ordnung in diesem Abschiedstrauerspiel.

Ich habe Ihnen von meinem frühen Zuhauseverlust erzählt, der natürlich objektiv betrachtet keiner war. Von vier Stunden im Kindergarten ist noch niemand heimatlos geworden. (Es fühlte sich aber so an, eindeutig: der Schock des ersten Abschieds.) Für die nächste Stufe, das Leugnen, müssen wir zeitlich ein ganzes Stück springen. Vorbei an meinem wunderlichen Aufwachsen in einer

Kleinstadt und einer seltsamen Pubertät, ja, auch die lassen wir links liegen. Und landen nun dort, wo sich die Abschiede vor der Tür des Reihenhauses nur so ballen, als gäbe es was umsonst.

Richtig greifbar wurde die Trauer über den Abschied von Zuhause nämlich, als mein Vater starb. Nicht plötzlich, nicht unerwartet, aber schnell. Mit 68 Jahren war sein Traum des Mittelreihenhauses ausgeträumt, Krebsdiagnose, nur vier Wochen später das Bett der Palliativen als letzte Station. Heimgerufen, sagen die Hardcore-Katholiken, die haben es gut, die haben wenigstens den Himmel am allerletzten Ende.

Ich hingegen hatte nur einen toten Vater und eine Bachkantate, die ich so laut hörte, dass die Boxen übersteuerten. Schlummert ein, ihr matten Augen. Übrig blieben eine hilfsbedürftige Mutter, ein ratloser Sohn, ein schuhkartongroßes und zugequalmtes Reihenhaus. Damals hätte mir eigentlich schon klar sein müssen, dass dieses Zuhause verloren ist. Aber ich wollte es nicht wahrhaben. Ich leugnete, so gut es eben ging.

Ich tat, was ich konnte, und zwar auf eine für mich erstaunliche Art und Weise: Am Tag nach dem Tod meines Vaters begann ich unverzüglich und ungeplant mit der Renovierung des Souterrainzimmers. Ich trug Farbeimer aus dem Baumarkt herbei, unzählige Pakete an hellem und freundlichem Laminat, gerahmte Großstadtansichten aus der Feelgood-Abteilung des Fachmarkts, außerdem eilig aus dem Regal gerupfte Werkzeuge, weil ich nichts dergleichen jemals besessen hatte und ohne die Werkzeugkisten meines Vaters auskommen wollte. Dieses Souterrainzimmer, von dem aus man auf die Terrasse und auf die Mittelgebirgslandschaft schaute, war der Fernsehraum meines Vaters gewesen in den letzten Jahren. Davor hatte ich meine Jugend dort verbracht. Und jetzt, in einem Kraftakt allergrößter Leugnung, wollte ich mir mein Zuhause zurückholen: Ein Zimmer ganz für mich allein.

Befreit vom tiefsitzenden Gestank der Zigaretten in den Wänden. An sich könnte man das unspektakulär finden, nur war ich mit meinen zwei linken Händen bis dahin nirgendwo und niemals auf die Idee gekommen, so etwas zu tun: Boden verlegen, Wände streichen. »Hier muss ich das Elend bauen, aber dort, dort werd ich schauen«, brüllte Bach aus den Lautsprechern und ich schlug auf die Laminatbretter ein wie ein Wahnsinniger: Tok. Tok. Tok. Pause. Tok. Tok. Tok. Pause.

Die Renovierung verlief nicht ohne Komplikationen. Nach vollendeter Arbeit blieben überall Spalten im Bodenbelag, die Wandtapete, die ich einfach überstrichen hatte, wellte sich an den Rändern – und es stank nach wie vor hundserbärmlich nach überquellendem Aschenbecher. Immerhin, die Wände waren nun verziert mit kitschigen Stadtansichten von London, New York und Paris in billigen Baumarkt-Plastikrahmen. Willkommen Zuhause. Für einen kurzen Augenblick empfand ich das, was die große Mehrheit der Deutschen im Angesicht ihrer frisch verlegten Badezimmerfliesen fühlt: unermesslichen Zuhauseestolz.

Die folgenden Wochen verbrachte ich mit meiner Mutter und übernachtete auf dem hastig herbeigeschafften Klappsofa in meinem alten, neuen Souterrain-Zuhause. Ich hatte gerettet, was man retten konnte.

Natürlich konnte ich irgendwann nicht mehr warten. Natürlich hielt mein Stolz nicht lange an. Natürlich verabschiedete ich mich alsbald wieder von meinem notdürftig geflickten Zuhause, mein Leben war schließlich anderswo, redete ich mir ein – und schlief seither nie wieder dort. Weder im mehr schlecht als recht renovierten Zimmer, noch im Mittelreihenhaus überhaupt.

Die Phase der Leugnung hielt damals noch eine Weile an, nur kehrten sich die Vorzeichen um: Ich bekam es mit der Angst zu tun. Wenn schon dieses Zuhause nicht zu retten ist, dann gibt es nirgendwo mehr einen Platz, an dem ich

sicher bin. Der Verhaltenstherapeut streckt sich vor Langeweile in seinem heimeligen IKEA-Sessel, gähnt groß, murmelt was von Anpassungsstörung und findet das alles nun wirklich nicht so schlimm. Für mich hingegen war es die Hölle, weil mein Gefühl universell wurde: Ich leugnete nicht mehr den Verlust des Elternhauses, ich leugnete vielmehr, dass es überhaupt die Möglichkeit eines behüteten Obdachs gibt. Die Folge waren Panikattacken: In einem hübschen Hotel in Paderborn fürchtete ich mich davor, allein auf einer Etage zu schlafen und einem hässlichen Verbrechen zum Opfer zu fallen. In einer Jugendherberge in Krakau zu verbrennen. Der Wolf aus dem Märchen war mobil geworden.

Wolfgang Büscher, der weitgereiste Journalist und Schriftsteller, offenkundig auch jemand, der ewig unterwegs ist, hat einen Versuch unternommen, um zurück nach Hause zu kommen. »Heimkehr« heißt sein Erfahrungsbericht, und tatsächlich macht er Nägel mit Köpfen: Er zieht für etliche Monate in eine Jagdhütte inmitten größter Einsamkeit. Nicht weit von seinem Elternhaus. Mitten in den Wald seiner Kindheit. Und als wäre das ein ungeschriebenes Gesetz: Natürlich geht diese Rückkehr nicht ohne Schmerz vonstatten. Doch Büscher lernt innerhalb kürzester Zeit, den Wald zu lieben. Er freundet sich mit dem Revierförster an, er genießt die Stille, den Wechsel von Tag und Nacht. Und immerhin, zurück daheim kann er seine alte Mutter besuchen und bringt ihr vom »Duft des Waldes« mit, »den sie so geliebt hatte«.

Einige Monate, nachdem der Autor in die einsame Hütte gezogen ist, stirbt seine Mutter. »Während hier draußen der Sommer siegte, das Leben, versiegte es in dem Zimmer, in dem sie lag, in einem langen Ausatmen«, schreibt er.

Und doch: Büschers Heimkehr nach Hause in den Wald ist eine trotzig Trostschrift. Oder tröstender Trotz. Denn er lernt nicht nur vom Leben im Wald, sondern auch von

den Menschen, die mit ihm zu tun haben. Nach dem Tod seiner Mutter erzählt er den seinen Mit-Waldgängern kurz und knapp von dem, was geschehen ist. Und die Forstleute nehmen es ebenso knapp und kurz hin. »Man erzog die Trauer«, stellt der Erzähler fest, »wie einen Hund. Kein nächtelanges Gebell und Geheul, kein wildes Toben.«

Aber ich bin kein Waldgänger. Noch nicht.

Was ist eigentlich mit uns los, was stimmt denn nicht mit uns? Ist das alles nur intellektuelles Getue von Wohlstandskindern, die nicht verlieren können? Sollten wir nicht einfach mal die Kirche im Dorf lassen, dort ein Häuschen kaufen wie Generationen davor, ein paar Bäume pflanzen und die Klappe halten? Haben wir sonst keine Sorgen?

Sie merken es, die Fragen werden ungeduldiger.

Immerhin findet Daniel Schreiber eine Antwort darauf, warum er so getrieben auf der Suche nach einem Zuhause ist: bei ihm ist es das Anderssein. Das Etikett, das ihm die Umwelt schon als Kind verpasst hat. Schreiber beschreibt die staatliche Gewalt, die er beim Aufwachsen zu DDR-Zeiten zu spüren bekommt – weil er ein weicher und sensibler Junge war, der nicht als »normal« galt und deshalb von Lehrerinnen und Mitschülern drangsaliert wurde. Einfach, weil seine sexuelle Orientierung von der gültigen Norm abweicht. Nicht willkommen, nicht zu Hause: Schreiber bringt eine »emotionale Beschädigung« mit, die er mit vielen anderen schwulen Männern teilt, wie er schreibt – und immer sei bei ungerechter Behandlung da diese »unbeschreibliche Wut«, die ihn sein Leben lang begleitet: »Die Zuhäuselosigkeit von Menschen, die stigmatisiert und marginalisiert werden, gräbt sich in die tiefsten Schichten des Selbst ein«, so Schreiber.

Diese Zuhäuselosigkeit teilen wir. Nur auf den ersten Blick gibt es einen Unterschied zwischen dem drangsalierten Kind, das in einem auf Repression basierenden Staats-

system aufwächst, und dem properen westdeutschen Jungen, der in schier grenzenloser Freiheit von dem profitiert, was die Eltern sich hart erkämpft haben. Denn: Die Erfahrung des Andersseins und des Nichtgenügens ist hier wie dort die Wurzel des Zuhauseübels. Mein Anderssein war keine Frage der sexuellen Orientierung, unterlag aber trotzdem den Bedingungen eines Systems. Viele Jahrzehnte hat es gebraucht, mir das einzugestehen. So lange, wie dieser gefühlte Abschied von Zuhause schon dauert: Es hat mit meiner gesellschaftlichen Herkunft zu tun. Mit dieser familiären Existenz, die von vornherein eine Verlustrechnung war, ein Leben auf Pump, ein auf Sand gebautes Zuhausekonstrukt, wenn man so will: das proletarische Dasein.

Das war schon gänzlich aus der Mode, als ich zur Welt kam. Solche prekären Familien gab es eigentlich gar nicht mehr. Oder aber das Arbeiterkindermilieu war vorhanden, hielt sich aber so bedeckt, wie es von ihm erwartet wurde. Und das machte die Sache nicht leichter. Das Gefühl von Einsamkeit, die frühe Erinnerung an ein skeptisches Beügte-werden, der ständige Druck, sein Existieren-dürfen beweisen zu müssen ...

Natürlich ist es leicht, die problematischen Zuhausegefühle zu einer Frage der Klasse zu erklären, ganz von der Hand zu weisen ist das aber nicht. Der ganze westliche Reichtum, er gehört uns – obwohl er uns nicht zusteht. Wenn die Sparkasse nicht mehr mitmacht, stehen wir ohne Haus da. Sei demütig, geh gebeugt, sprich leise, wir sind, was wir sind, nämlich nicht viel. Da draußen laufen die feinen Leute herum, mit denen haben wir nichts zu tun, denen können wir nie das Wasser reichen. Frühe Zerfallserscheinungen waren bei diesem Lebensmodell von vornherein eingepreist: Das schubweise auftretende Asthma der trotzdem rauchenden Mutter, die kaputten Knochen des noch mehr qualmenden Vaters. Die Familie fuhr von Anfang an auf Verschleiß und ähnelte damit

unseren Gebrauchtwagen, die schon bei der Anschaffung eine Spur zu verrostet waren, um Sicherheit zu gewährleisten. Unser Zuhause war in Wahrheit von Anfang an dem Untergang geweiht, unausweichlich, qua Herkunft, qua Klasse.

Das merkt man auch als Kind, und das findet man zum Kotzen.

Daraus resultiert manchmal eine irrationale und ungerichte Wut: Warum haben alle noch ein Zuhause und ich nicht mehr oder noch nicht? Wieso fällt denen alles in den Schoß? Ahnen die überhaupt, dass es einen Schlund des Untergangs gibt? Bis heute kommt dieser Zorn manchmal hoch, wenn die Feiertage vorbei sind, wenn meine Altersgenossen, nennen wir sie Nele, nennen wir sie Jonathan, mit ihren von Oma-Opa-Geschenken prall gefüllten Wanderrucksäcken und gänsekeulengefütterten Mündern auf dem Rückweg aus den Weihnachtsferien sämtliche Gänge im Zug blockieren, weil sie ihren Platz in der Welt mit dem zufriedenen Selbstverständnis beanspruchen, das ich nie besessen habe. Zuhause braucht einen langen Atem. Zuhause muss man sich leisten können.

Wenigstens eins blieb in Zeiten schlimmster Unbehaustheit, wenigstens das war immer zu haben: diese schier endlos verfügbare Gratiswut.

Wir kommen bei unserer Daheimbetrachtung nicht um diese eine Zäsur herum, die uns nachhaltig beschäftigt, bis heute. Covid 19. Die unseren Anspruch an das einzig echte Zuhause verändert und verschärft hat. In der intensivsten Phase der Corona-Pandemie waren wir gezwungen, unser Zuhause auf ganz neue Weise als Mittelpunkt des Lebens zu definieren. Und das taten wir auch. Nicht nur Baumärkte profitierten von der sogenannten »Cocooning«-Welle, die mit dem Lockdown über uns kam: Auch Einrichtungshäuser bestärkten uns mit immer neuen Versprechen von optimierter Heimeligkeit darin, uns zu verkriechen. Es noch gemütlicher zu haben dort,

wo uns keiner was kann: Zuhause.

Der intimste Bereich des Lebens rückte in die öffentliche Wahrnehmung. Und wurde zum Gegenstand zahlloser Umfragen: So fand die Forschung heraus, dass wir eingelockt daheim mehr neue Hobbys beginnen. Dass wir häufiger vor dem Fernseher sitzen. Dass wir öfters in Kontakt treten mit anderen Menschen als zuvor, wenn auch unphysisch. Neben dem Erwartbaren überraschte eine erstaunliche Vorhersage: Es werde ein »Jahrzehnt des Zuhauses« geben.

So weit, so behaglich. Nur förderten die veränderten Zuhause-Verhältnisse auch ganz neue Probleme zutage: Was ist ein Refugium noch wert, wenn es zum totalen Lebensmittelpunkt wird, und zwar sogar zwangsweise? Entwickelt sich das Versprechen von Geborgenheit nicht gerade aus dem Gefühl heraus, aus unwirtlichen Gefilden immer dorthin zurückkehren zu können, wo wir in Sicherheit sind? Wenn wir die eigenen vier Wände nicht mehr verlassen können, dann wird das Heimelige plötzlich zum Unheimlichen.

Kein Wunder also, dass die Pandemie unsere fixe Idee von *Zuhause* fundamental erschüttert hat. Die Frage nach dem *richtigen* Daheim war über Nacht zum Politikum geworden. Und das private »Zuhause« zum öffentlichen Kampfbegriff. Ein Staat, der vorgibt, wen man wann und in welchem Umfang zu sich nach Hause einladen darf? Maßnahmen, die bis in die eigenen vier Wände reichen, die man bestenfalls noch nicht mal mehr verlassen soll?

Da werden wir stur, das widerstrebt uns, das sorgt für überorchestrierten Protest, als ginge es tatsächlich um die Vertreibung aus dem Paradies. Ich möchte die widersinnigen Proteste gegen notwendige Maßnahmen nicht rechtfertigen, ich möchte ihnen keine Basis auf Grundlage einer wie auch immer gearteten Zuhauseangst geben, aber: Will man den Menschen an ihr austariertes Verhältnis zu ihrem Zuhause, dann gibt es einen Beißreflex. Dann wird

aus unbegründeter wie irrationaler Angst vor Veränderung ein ebenso unbegründetes wie irrationales Toben. Dann wird aufgerüstet, dann wird die Zuhausebastion, wie man sie kennt, mit allen Mitteln verteidigt. So vermischt sich schlimmstenfalls auf unheilvolle Weise ein ängstliches Festkrallen an eingeübten Daheimgefühlen mit kruden Nationalismen, wird aus der panischen Sorge ums Zuhause ein paranoides Patriotisieren im Sinne einer sogenannten Heimat. Aber sind wir wirklich so? Wollen wir so jemals sein? Ohnmächtig um uns schlagen, unbehaust und destruktiv? Uns einmauern in einer Festung, an die wir ein überdimensioniertes Zuhauseschild aus Blech nageln und Stacheldraht drumherum ziehen, weil sich das heimatlich anfühlt?

Oder widersprechen wir konsequent allem, was Wurzeln schlagen könnte? Lieber nicht alles auf eine Karte, sondern das Risiko aufteilen und es auch geographisch an mehreren Stellen versuchen? Das ist letztlich eine der größten Zuhausefrage überhaupt. In Erwägung ziehen können wir das doch mal. Zumindest auf Verhandlungsbasis.

An einem Wintermorgen vor einigen Jahren erwachte ich mitten in Palermo mit einer Erkenntnis: So kann es nicht weitergehen. Wenn der Abschied von Zuhause ein Trauerprozess ist, dann war ich auf dem Höhepunkt dieses Prozesses angelangt. Mir selbst fiel bis dahin gar nicht auf, dass mir die Angelegenheit längst aus den Händen geglitten war. Aber der Stand der Dinge schien plötzlich so beeindruckend wie besorgniserregend.

Mit einem Kumpel war ich für zwei Wochen vor dem deutschen Winter nach Sizilien geflohen, und weil uns die eigentlich angemietete Ferienwohnung im kleinen Küstenort Cefalù zu einsam erschien, mieteten wir ein weiteres Appartement und zogen für einige Tage nach Palermo. Eine Urlaubs-laune, das muss man nicht rechtfertigen, das ist nicht weiter spektakulär. Manchmal braucht es zwei Plätze gleichzeitig für das subjektive Wohlbefinden.

Nur: Ich unterhielt zu diesem Zeitpunkt noch drei weitere Wohnungen. Neben meiner seit langer Zeit bewohnten Leipziger Wohnung besaß ich eine in Köln. Außerdem, weil sich die Flucht in die nahe Fremde immer angeboten hatte und ich dachte, die andere Sprache würde mich im Zweifelsfall retten, verfügte ich zugleich über eine Bude in Prag.

Durch dieses Überangebot verunsichert, war ich mit dem Nachtzug nach Italien gefahren, wo ebenfalls *eine* Unterkunft nicht genügt hatte. War ich ein Schwerekrimineller, der seinen wahren Aufenthalt ständig verschleiert, um der Verhaftung zu entgehen? Mir wäre jedenfalls aus Sicht einer Strafverfolgungsbehörde kein plausibler Grund eingefallen, warum sich jemand ohne Not zeitgleich an fünf verschiedenen Orten Wohnungen hält, selbstverständlich überall als Mieter. Ein Wahnsinnsunterfangen. Schließlich gehört nicht nur eine komplexe Reiseplanung dazu, um alle Wohnungen zeitlich einigermaßen sinnvoll zu nutzen, es ist auch finanziell ein Kraftakt.

Ich selbst kann mir heute diese Zeit, in der ich anstatt in Bausparverträge fröhlich in die Vorsorge meiner Vermieterinnen und Vermieter investierte, nur mit dieser widersprüchlichen Motivation erklären: In der Fliehkraft liegt die Kraft. Eigentlich ging es mir immer nur dann richtig gut, wenn ich mich auf einen Ort zubewegte. In dieser Phase wachte ich oft wachte morgens auf und wusste nicht, wo ich gerade war. Das fühlte sich nach Auflösung an, gut so. Sollte der Wolf doch kommen und mir mein Zuhause umpusten – mit großer Lässigkeit konnte ich jederzeit eine Alternative aus dem Ärmel schütteln.

Ist das Rungurken also möglicherweise doch die beste Verhandlungsstrategie mit der Zuhausefrage, so kräftezehrend sie auch sein mag? Es gibt bei aller Schrulligkeit und Komik bemerkenswert traurige Reiseberichte von Tex Rubinowitz, dem österreichischen Zeichner, Maler

und Schriftsteller, der für seine Melancholiebegabung 2014 den Bachmannpreis erhielt. In »Rumgurken. Reisen ohne Plan, aber mit Ziel« macht sich der Ich-Erzähler wieder und wieder auf, trinkt viel, erlebt viel – und zurück bleibt doch die Vergeblichkeit. Aber immer auch die Option für einen neuen Aufbruch.

Einmal, da fährt dieses Ich aus den Reisegeschichten nach Ostende. Dem zubetonierten Traumort erstaunlich vieler Schriftstellerinnen und Schriftsteller an der belgischen Küste. Oft reist er ohne Gepäck, frühstückt einen Topf Miesmuscheln und reist am selben Abend wieder zurück. Unterwegs im Sechserabteil des Wien-Ostende-Express an die Küste hat er eine Affäre mit einer ihm unbekanntem Frau aus Belgien. Nur ein schwarz-weißes Passfoto bleibt als Erinnerung, versehen mit ihrer handschriftlichen Notiz: Wij waren hier nooit. Wir waren niemals hier. Die verheiratete Frau fährt nach Hause zu Mann und Kind. Und immer wieder kehrt der Ich-Erzähler in den kommenden Jahrzehnten zurück nach Ostende, ohne zu wissen, was er dort suchen, ohne zu wissen, was er dort finden will, aber, so schreibt er, »man kommt nie an, Ostende ist ja nicht das Ende, obwohl es sich furchtbar anstrengt, es zu sein, diese unerträgliche, aber auch unerträglich süße Schicksalsergebenheit.« Am Schluss der Erzählung trifft er zufällig die Tochter seiner Affäre, sie kellnert in einem Lokal und sieht, wie er sich verstohlen das Passfoto ihrer eigenen Mutter anschaut. Am Abend treffen sie sich am Strand, es kommt zu einer intimen Szene, der Ich-Erzähler steckt der jungen Frau das Passfoto unbemerkt in die Hosentasche und fühlt sich »auf eine komische Art frei, ohne zu wissen, wovon«. Eine Chauvi-Geschichte? Oder Ausdruck großer Sehnsucht?

Reisegeschichten wie diese muss ich wieder und wieder lesen, wenn ich Zuhause Sehnsucht bekomme. Vielleicht, weil das rastlose Unterwegssein den bösen Zauber umkehrt: Treibt es mir die Tränen in die Augen, wenn ich

mir angesichts des leeren Elternhauses die bleischwere Frage stelle, ob wir denn überhaupt jemals hier waren, so verhält es sich im Fall der Ostende-Romanze umgekehrt: Ein »Wir waren niemals hier« ist der Satz einer federleichten Wurzellosigkeit, die Quintessenz meiner Art von Zuhauseuche, die sich zwar von Sehnsucht zu Sehnsucht hangelt, dafür aber auch ohne Konsequenzen und schier endlos wiederholbar ist.

Krieg mich doch, Wolf. Ich bin schneller.

Bevor wir ganz vor Sehnsucht dahinschmelzen: Das alles ist ja nur so eine Phase gewesen, von der ich auf Sizilien spürte, dass ihre Halbwertszeit begrenzt ist. Wohin ich ging, wohin ich wollte? Immer nach Hause. Da bin ich Romantiker wie Novalis.

Nun kommen wir zum wirklich unangenehmen Teil. Alles Leugnen, alles Wüten, alles Verhandeln war bis hierher nämlich umsonst. Was geblieben ist, ist dieses untilgbare Nagen, ein Phantomschmerz. Ein richtiges Zuhause-Weh. Wie ein hartnäckiger Husten, wie ein verspannter Nacken. Und kein Wärmepflaster weit und breit in Sicht. Glückwunsch, wir haben die schlimmste und allumfassendste Phase der Trauer erreicht: die Depression. Und plötzlich sind wir ganz nackt. Der Erkenntnis ausgesetzt, dass es kein Wollen mehr gibt. Dass da immer ein Verlust bleibt, wie wir es auch drehen und wenden. Kann man vielleicht sogar wirklich krank werden davon? Ja, sagt zumindest ein amerikanisches Handbuch. Das »Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders«, in den USA der Leitfaden für psychiatrische Behandlungen, geht mit lang andauernder Trauer hart ins Gericht. Laut der aktuellen Fassung von 2013, dem »DSM-5«, muss nach dem Tod eines geliebten Menschen nach vierzehn Tagen Feierabend sein mit der Trauer. Danach ordnet das Handbuch die Symptome der Traurigkeit als Depression ein. 1980 gestand das DSM den Menschen noch ein ganzes Jahr Trauer zu, im Jahr 2000 waren es zwei Monate.

Vermutlich wären US-amerikanische Psychiater schockiert: Ich traure nicht seit vierzehn Tagen, sondern seit mehr als vierzehn Jahren, mindestens!

Wir brauchen nicht einzusteigen in die Diskussion darüber, ob die westlichen Gesellschaften das Trauern gelernt haben, wir müssen aber dennoch anerkennen: Ohne Zuhause ist man ein ewiges Kind von Traurigkeit. Wolfgang Borchert hat diesem Gefühl in der kurzen Zeit, die ihm als Schriftsteller blieb, Ausdruck verliehen. Zuhauselosigkeit und Unbehaustheit sind die zentralen Antriebe nicht nur seines berühmten Stücks »Draußen vor der Tür«, sondern auch der wesentliche Erzählanlass seiner Prosa. Natürlich ist die Grundsituation eine andere: Borchert war im Krieg. Borchert hat sie mit eigenen Augen gesehen, die vielen tausend Heimkehrenden, denen ihr Zuhause für immer abhandengekommen war. Wir spielen also wieder in einer ganz anderen Liga als bei einem proletarisch-kleinstädtischen Zuhauseverlust ohne Weltkrieg als Auslöser.

In »Die Küchenuhr« sitzt ein junger Mann auf einer Bank, offenkundig traumatisiert, offenkundig völlig außer sich. Nur die blecherne Uhr aus der Küche seines Elternhauses ist ihm geblieben, sonst ist alles, sonst sind alle weg. Ungefragt erzählt er den Sitzenden auf der Bank seine Geschichte: Wie er immer um halb 3 nachts nach Hause kam, wie seine Mutter schlaftrunken aufstand und ihm das Abendbrot aufwärmte, wie er das für selbstverständlich hielt. Und dann kommt der Satz der Erkenntnis, der besonders in Phasen der Depression in all seiner Larmoyanz und Verklärung zuschlägt, der schlimmer ist als jede Migräne: »Jetzt, jetzt weiß ich, daß es das Paradies war. Das richtige Paradies.«

Hören Sie das? Richtig. Wald rauscht, Schmiedehammer schmiedet. Tok-Tok-Tok. Wir stehen da, wo wir am Anfang schon waren. Genauer, ich stehe da. Vor dem Eltern-

haus, das leer ist. Vor dem Gebäude, das ab jetzt anderer Leute Zuhause sein wird.

Aber jetzt ist auch mal Schluss mit der Traurigkeit. Hat Daniel Schreiber recht, wenn er schreibt: »Das Zuhause ist kein Paradies, aus dem wir vertrieben wurden. Dieses Paradies hat nie existiert.«? Das würde wohl man »Akzeptanz« nennen. Die lässt lange auf sich warten, gehört aber doch dazu. Am Schluss. Wenn es einen Schluss gibt. Sogar der nicht zu tröstende Peter Weiss findet in »Abschied von den Eltern« aus dem Jahr 1961 einen positiven Schluss, wenn sein Erzähler resümiert: »Ich war auf dem Weg, auf der Suche nach einem eigenen Leben.«

Auch für Daniel Schreiber, dem philosophischen Zuhause-Guru unserer Betrachtung, gibt es einen Ausweg aus dem Dilemma. Auch er renoviert seine Wohnung. Um besser schlafen zu können. Nur stellt sich Schreiber wesentlich geschickter an als ich nach dem Tod meines Vaters im Jugendzimmer.

So passiert es, dass die Unbehaustheit irgendwann einem Zuhausegefühl weicht. Vielleicht auch, weil Schreiber erkennt, dass man »die Splitter seiner selbst, in die man über die Jahre zerbrochen ist«, neu zusammensetzen kann. Später, während eines nächtlichen Spaziergangs durch Berlin, kommt ihm die Idee, »dass es ab einem bestimmten Zeitpunkt zum Leben gehört, die Türen zu jenen Räumen zu schließen, von denen man weiß, dass man nicht mehr zu ihnen zurückkehren wird.«

Also Tür zu und weg? Eigentlich ist es nicht so schwer. Das Trauerdiplom habe ich ja in der Tasche, weil ich alle Phasen des Abschieds in voller Ausdehnung ausgekostet habe. Kaum Antworten habe ich unterwegs gefunden, eher noch mehr Fragen, aber, das gehört wahrscheinlich zur Kunst der Akzeptanz: Sie brauchen gar nicht unbedingt eine Antwort.

Es ist noch früher Morgen und ein bisschen windig im Mittelgebirge. Ich schließe die Haustür ab und stehe im

Vorgarten. Ja, es endet jetzt, unwiederbringlich und für immer. Ich habe keinen Kloß mehr im Hals. Ich schaue ein letztes Mal wehmütig auf die Nadelwälder der Kindheit.

Aber dann gehe ich los. Und setze Kopfhörer auf, um endlich auch so zu sein wie all die Menschen auf dem Weg in die Weihnachtsferien. Wahrscheinlich mit einem Lied wie Leonard Cohens »Hallelujah« in den Ohren, das die uralte Organistin auf der Beerdigung meiner Mutter so schleppend spielte, wie es sich für einen langen Abschied von Zuhause gehört. Und plötzlich fühle ich mich befreit. Scheint der Kummer verschwunden zu sein, als hätte ich mein viel zu schweres Gepäck einfach im Souterrainzimmer des Reihenhauses vergessen. Meter für Meter entferne ich mich von Zuhause, bis das Tok-Tok-Tok des Schmiedehammers nicht mehr zu hören ist. Etwas ist anders. Etwas ist richtig. Etwas ist in Ordnung. Zum allerersten Mal fühlen sich meine eigenen Schritte weg von hier leicht an. Absolut federleicht.

Die Vereinbarkeit von Beruf und Haustier

Pinscher sitzt in seinem Büro vor dem Computer und erledigt die Bürokratie der beiden heutigen Sachverhalte. An der Wand gegenüber seinem Schreibtisch hängt eine Abbildung von Giacomettis Hund, die er mal in einer Zeitschrift entdeckt hat. Daneben an der Pinnwand Bestellkarten für Italienisch, Indisch und Asiatisch. Ein Regal mit Aktenordnern, davor ein nie benutzter grüner Gymnastikball, aus dem die Luft mehr und mehr entweicht, sowie eine Klappmatratze, angeschafft zur physiotherapeutischen Selbstbehandlung, die vorzugsweise während der Nachtschichten dringlich wird. Er mag das Büro nicht, er kann den Stillstand dieses Ortes nicht leiden. Ein Alleinsein ohne Zigaretten. Einmal hat er für zwei Wochen auf den Graupapagei seines Nachbarn aufgepasst, den nahm er im Käfig mit zur Arbeit, aber der Vogel störte die Vernehmungen in den anderen Büros durch ständiges Geschrei, und Pinscher musste das Tier noch während der Schicht wieder nach Hause bringen. Sein Kollege, dessen Namen er sich aus Gemeinheit nicht merkt, hat im Gemeinschaftsraum nicht begrüßt. Die Leute gehen ihm aus dem Weg, mal wieder, dabei sollte er derjenige mit den komischen Launen sein. Seine Rückenschmerzen wären für alle anderen Kollegen ein willkommener Grund für mindestens vier Wochen Krankschreibung. Er hat dieses Jahr nicht ein einziges Mal auch nur einen Tag gefehlt, und in den Jahren davor auch nicht. In einer Stunde kann er nach Hause. Er beiligt sich, lädt die Bilder der Leichenbuden hoch und beschriftet sie, das macht er fast mechanisch. Bei manchen Fällen baut er in seine Texte kleine Scherze für die Staatsanwaltschaft ein und stellt sich die Freude vor über den außergewöhnlichen Bericht, keine Zeit dafür heute. Gerade will er sich einen Kaffee holen für den zweiten Ereignisortbericht, als seine Chefin in der Tür steht. Das

erstaunt ihn. Seine Chefin Jana, wenige Jahre vor der Rente, kommt vor allen anderen Kollegen und geht entsprechend früh. Pinscher, kommst du mal bitte? Klar, bin gleich da, ich mache die Leiche eben fertig. Nein, sofort. Volle Pulle Starkstrom in Pinschers Rücken, es reißt ihn fast vom Stuhl, er muss aufpassen, beim Aufstehen nicht vor Schmerzen aufzustöhnen. Er betritt das Zimmer seiner Chefin, das größte Chaos auf dem gesamten Revier, Akten und lose Blätter und stapelweise Sachverhalte, selbst die Weihnachtsdekoration wird aus unerfindlichem Grund einfach seit Jahren nicht mehr weggeräumt. Seine Chefin Jana mag er sehr, sie ist ruhig und respektgebietend, sie ist alleinstehend wie er. Hätten sie nicht beruflich miteinander zu tun, wären sie befreundet und würden schweigend in der Kneipe sitzen. Jana ist größer als er, legt ihm mütterlich die Hand auf die Schulter, atmet schwer ein, atmet schwer aus und schaut aus dem Fenster. Komm, sagt Jana, wir müssen eine rauchen. Das ist das Alarmsignal, Pinscher kennt das Schema, beim Graupapagei hatte er zur Notfallzigarette ebenso antreten müssen wie damals, als ihm gegenüber einem Beschuldigten die Hand ausgerutscht war. Er nimmt sich eine der dünnen Zigaretten, die seine Chefin ihm anbietet, immer schon raucht sie die blauen *Vogue*. Jana öffnet das Fenster, stumm nehmen sie die ersten Züge. Geht es besser mit dem Autofahren und deiner Angst, fragt Jana. Schon, sagt Pinscher, mal so, mal so. Du hast dich aus allen Nachtschichten rausgeplant, sagt Jana. Na und, sagt Pinscher. Ich mag dich wirklich gern, sagt Jana, du weißt ganz genau, dass ich dich verdammt gern mag. Ich weiß, sagt Pinscher. Das geht trotzdem alles nicht, sagt seine Chefin. Sie raucht fahrig und schnell, jetzt kommt der unangenehme Teil, denkt Pinscher, und steht noch gebeugter da als ohnehin schon, ein Schuljunge, der vor versammelter Klasse zusammengepiffen wird. Was

macht deine Mama, fragt Jana. Alles gut, sagt Pinscher, alles gut, können wir das jetzt vielleicht abkürzen? Das hätte er nicht sagen sollen. Jana nimmt Pinscher seine Zigarette aus der Hand, wirft sie raus und ihre hinterher, knallt das Fenster zu, na gut, setz dich jetzt hin. Was hast du mit Achenbach gemacht, fragt seine Chefin, steht direkt vor ihm und sieht ihn durch ihre zusammengekniffenen Augen hindurch an. So hat Pinscher sie noch nie erlebt. Wer ist das überhaupt? Jetzt wird sie laut: Hör auf mit dem Theater, Pinscher. Du sperrst deinen eigenen Kollegen auf dem Klo ein und fährst zu einem potenziellen Tatort. Du überbringst Todesnachrichten allein. Was ist bei dir und Achenbach los? Was stimmt nicht mehr mit dir? Ich kann den nicht haben, sagt Pinscher. Und was noch? Ich kann den ums Verrecken nicht haben. Seine Chefin setzt sich, trommelt mit den Fingern auf die Tischplatte ein. Du hast gestern auf offener Straße einen Bürger Sarggeburts genannt, nachdem du ihm vorher den Weg abgeschnitten hast. Als Sarggeburts! Leute haben angerufen und sich beschwert. Du hast einem Behinderten die Luft aus dem Rollstuhl gelassen, nachdem du ihn vorher fast überfahren hast. Auch das haben Leute gemeldet. Der war ein Nazi, der ist einfach auf die Straße gerollt. Der Nazi hat dich angezeigt, sagt seine Chefin, ihre Lippen zittern. Pinscher schluckt, zieht seine Zigarettenschachtel aus der Hosentasche, bietet ihr eine an, die letzte Beschwichtigungsgeste, dafür ist es zu spät: Lass das sein, wir sind ein Nichtraucherrevier. Schweigen. Sekundenlang. Jana spricht jetzt ganz ruhig weiter. Ich mag dich gern, Pinscher, wirklich gern. Zu gern. Zu gern für was, fragt Pinscher. Stille. Ich finde, du solltest dich um deine Mutter kümmern, sagt Jana seelenruhig, fast verständnisvoll. Ich kümmere mich um sie, protestiert Pinscher, ich rufe sie jeden Tag an, ich bin einmal im Monat da. Das meine ich nicht, sagt Jana, du

solltest dich richtig um sie kümmern. Jeden Tag. Jetzt fällt der Groschen. Pinscher sackt in sich zusammen. In Mündendorf, sagt Jana, brauchen sie einen Bezirksdienstbeamten. Das ist keine Kurzschlussentscheidung, ich habe mir das schon länger so überlegt. Es ist alles besprochen mit dem Kollegen, er hat sogar explizit nach dir gefragt, nimm es mir bitte nicht übel, aber das ist besser so. Du kennst die Gegend, du kennst die Leute. Du bist aus der Schusslinie. Fürs Erste. Erfahrungen auf dem Land sollten wir sowieso alle mal sammeln. Ab wann, sagt Pinscher. Ab morgen, sagt seine Chefin. Wie lange, sagt Pinscher. Mal sehen, sagt seine Chefin. Und Pinscher sagt nichts mehr. Außerdem kannst du da einen Hund haben, das wolltest du doch immer, da ist die Vereinbarkeit von Beruf und Haustier doch viel eher gegeben als hier. Wer weiß, vielleicht gefällt es dir zu Hause. Pinscher hat die Arme vor der Brust verschränkt. Hier ist zu Hause, sagt er, und seine Stimme bricht. Ich hab dich wirklich gern, sagt Jana. Ich lass mich gern krankschreiben, sagt Pinscher und steht auf. Komm, wir rauchen noch eine, sagt Jana. Ich lass mich krankschreiben, sagt Pinscher, beißt die Zähne zusammen, stemmt sich hoch und geht zur Tür, Maria, Josef, das Jesuskind und sogar die Tiere aus der verstaubten Heiligabend-Krippe lachen ihn aus. Pinscher hinkt auf den Flur und knallt die Tür hinter sich zu, ich lass mich einfach krankschreiben, ruft er über den Gang, aber keiner interessiert sich mehr für ihn. Was soll er zu Hause? Andererseits: Was hat er hier noch verloren?

Das Wohnzimmer

Und plötzlich hast du diese Kälte im Nacken. Wie sonst nur, wenn du einen Luftzug aus dem Mittelgebirge abbekommst. Du stehst im Haus. Es ist stockdunkel. Wie bist du hierhergekommen? Bist du wirklich wach? Mach das Licht an, sonst siehst du ja gar nichts! Da ist sie. Groß und klobig und schwer. So massiv. Als hätte man das Haus um sie herum gebaut und nicht andersherum. Die Schrankwand. Relikt deiner erloschenen Familie. Geh hin, trau dich. Was soll schon passieren? Zieh alle Schubladen gleichzeitig auf, guck rein. Sie kommt aus dem Versandhauskatalog der Achtziger, bezahlt in sechsunddreißig Raten, dunkle Eiche furniert, der Beweis für den Wohlstand der kleinen Leute, die holzgelackte Bestätigung des eigenen Angekommenseins, das handfeste Lebensarchiv der proletarischen Kleinstadtfamilie. Ganz rechts hinter den Türen, mittlerweile hier und da unvollständig, aber immer noch beeindruckend: diese schiere Menge an Geschirr. Bestimmt vier Sets, angeschafft oder geschenkt zu verschiedenen Anlässen: die Teller und Unterteller mit den folkloristischen britischen Armeeszenen zur silbernen Hochzeit in den Neunzigern. Das schneeweiße Geschirr fürs Weihnachtsessen. Nur ein einziges Mal im Jahr aus dem Schrank genommen und danach von Hand gespült. Links daneben: das nahezu komplett erhaltene Kaffeeservice mit den kleinen Röschen darauf. Du hast dein Ersparnis zusammengekratzt, bist mit dem Bus in die Stadt und hast es ihnen gekauft, einfach so. Jetzt rei dich mal zusammen, ja, hinter dir wird jetzt gehustet und geraucht, der Fnfzigste deines Vaters. Dreh dich um, da sitzen sie alle. Onkel Hermann, längst beerdigt, hebt seinen beunruhigend grauen Hut, dieser jhzzornige Drecksack. Tante Gerda spricht wieder so leise, was ist ihr passiert, du hast es zu ihren Lebzeiten nicht rausgefunden und wirst es auch nicht mehr tun.

Ach, die jovialen Schneiders, die ältesten Freunde deiner Eltern mit den lustigen, runden Gesichtern, sie sehen dich und wollen dir gleich wieder zehn Mark zustecken, ein Geldstück für jede Hosentasche. Alle rauchen. Willst du dich dazusetzen? Jetzt nicht, du musst weitermachen. An den Ecken der Schrankwand, an den Türen, an einer Leiste, die dunkler ist als der Rest: Beschädigungen aus einer Zeit, als du ganz klein warst. Du hast mal den Rand angeflammt mit dem Feuerzeug, als die Eltern nicht im Haus waren. Du hast deine ständige Wut an der rechten Tür ausgelassen. Die beschädigte Schrankwand: vitaler als das beschädigte Leben danach. Guck besser nicht weiter nach links, dann tut es richtig weh. Die Abteilung mit den Fotoalben. Schlägst du sie auf, dann bist du auf der Autobahn in Richtung Nordsee. Dann steigst du aus dem verqualmten Ford Escort aus und riechst das Meer. Siehst die spartanisch und billig eingerichtete Ferienwohnung, drei Wochen lang das Paradies. Schau weiter. Kleinstadtfamilie in zu bunten und zu großen Regenjacken, hart arbeitende Eltern, der verzogene Junge, ein Spaßvogel. Du weißt es genau, irgendwann werden die Seiten leerer, noch eine Konfirmation, noch ein runder Geburtstag, noch ein letztes und ein allerletztes Grillen, mein Gott, das ist wirklich gruselig, du drehst dich zu-recht um und bist erschrocken, der krebskranke Vater auf dem Sofa, der nicht mal mehr seinen Brei löffeln kann, du knallst das Fotoalbum zu, reißt die Klappe auf, hinter der sich der Starkalkohol verbirgt. Schnaps in vielen Varianten, halb ausgetrunkene Flaschen, die nur auf dich gewartet haben, du trinkst dir die Gespenster hinter dir weg, bis das Wohnzimmer wieder still und leer, bis die Schrankwand wieder ganz unberührt ist, nein, niemand hat was verändert, dunkle Eiche furniert: unverdächtig.

Leichen im Keller

Das Handy weckt ihn am nächsten Morgen. Pinscher schnappt nach Luft. Hat er verschlafen? Hat er wirklich so viel getrunken? Schafft er es überhaupt aus dem Bett? Würde man seine Fahne riechen? Kaugummi, er braucht Kaugummi. Ihm ist kotzübel, und sein Telefon klingelt vehement.

Was gibt's, sagt Pinscher, obwohl er die Nummer auf dem Display nicht kennt. Goranek hier, schönen guten Morgen. Können Sie bitte einen Augenblick warten, sagt Pinscher, es ist jemand an der Tür. Er legt das Handy zur Seite, rollt aus dem Bett, strauchelt, schlägt der Länge nach hin und verrenkt sich dabei seinen Rücken. Er rafft sich fluchend auf, schleppt sich mit Schmerzen ins Bad und schafft es im letzten Moment vor die Kloschlüssel, wo er sich heftig übergibt. Er wischt sich den Mund sauber, geht zurück ins Schlafzimmer und nimmt sein Telefon wieder in die Hand: Warum hat er nicht einfach aufgelegt?

Hören Sie? Entschuldigung, da war ein großes Paket für mich. Kein Ding, Goranek hier. Kennst du mich noch? Tut mir leid, keine Ahnung. Du Posaune, ich Trompete, sagt Goranek, und da fällt es Pinscher wieder ein. Mit dem windigen Goranek hat er in der Big Band der Schule gespielt und Abitur gemacht, der ist damals direkt zur Polizei und so schnell wie möglich zurück in die Kleinstadt, dann hat er ihn aus den Augen verloren. Mündendorf hat Krallen, sagt Goranek, und dann lacht er, Pinscher lacht nicht zurück und zerkaut eine Katadolon, deren bitterer Geschmack ihn sich beinahe wieder übergeben lässt. Ich bin jetzt dein Chef, Peterle. Nenn mich nicht so, sagt Pinscher. Wenn du es einrichten kannst, sagt Goranek, dann würden wir uns sehr freuen, den Herrn Bezirksdienstbeamten noch heute in der Provinz begrüßen zu dürfen. Ich bin erkältet, sagt Pinscher, mein

Rücken bringt mich um. Das ist alles ein großes Missverständnis. Du hasst uns, sagt Goranek, weil wir mit dem Arsch in Mündendorf geblieben sind, stimmt's? Langes Schweigen. Ich weiß nicht, was du von mir willst, sagt Pinscher, ich hab Ischias, ich lasse mich krankschreiben, wir können ja mal einen Kaffee trinken, wenn ich meine Mutter besuche, ich lege jetzt auf, mach's gut. Kaum ist er eingedöst, da klingelt sein Telefon erneut. Scheißdreck, denkt Pinscher, und verflucht Mündendorf und sein Pflichtbewusstsein gleichermaßen. Leg nicht wieder auf, ich warne dich. Pinscher schweigt. Ich bin wirklich krank, ich kann wirklich nicht kommen. Du nimmst den nächsten Zug hierher. Du bist jetzt Bezirksdienstbeamter, und das ist eine Dienstanweisung. Außerdem hast du noch eine Leiche im Keller. Was soll das heißen, sagt Pinscher, Leiche im Keller, in welchem Keller? Nicht direkt im Keller, aber auf dem Sofa, sagt Goranek. Willst du mich verarschen, sagt Pinscher. Ich hab kein Sofa in Mündendorf. Aber deine Eltern hatten eins, du Blödmann. Das Haus gehört mir nicht mehr, sagt Pinscher. Wenn das mal so einfach wäre, sagt Goranek. Schweigen. Heute Nachmittag gibt es bei der Feuerwache einen Empfang. Da kommst du hin. Siebzehn Uhr. Hast du das verstanden? Ich bin krankgeschrieben, sagt Pinscher und legt auf. Ein verdammt übler Traum, der keiner ist. Schlimmer als alle Sachverhalte, in die er in den letzten Jahren involviert gewesen ist. Eine Leiche auf dem Sofa. Und dann noch in Mündendorf. Es gibt kein Zurück mehr, da kann er zornig werden, wie er will, Dienst ist Dienst, es geht ihn jetzt was an, es hat mit ihm zu tun. Wäre es nur nicht Mündendorf.

Der perfekte Tag, zweiter Teil

Alles wird passieren, und es wird sich immer weiter steigern.

Die Sonne geht gerade unter, kaum ein Mensch ist mehr unterwegs in der Fußgängerzone von Mündendorf. Es ist ein Dienstag oder ein Mittwoch, so genau weißt du es gar nicht, du musst einfach nur in die Pizzeria und dein Essen und dein Bier bestellen und der perfekte Tag ist perfekt. Der Abschied, ihr Mund, ihr Auge, warum hast du den Pflegerinnen nichts gesagt, nein, sie kennen deine Mama mittlerweile besser als du, und es wird nichts passieren, es kann gar nichts passieren. Der Wirt vom *Cefalù* schaut ein Fußballspiel und hat Pinscher vor dem Ladenfenster noch nicht bemerkt, er hadert mit sich, seine Hände sind schweißnass, er weiß genau, was jetzt passieren wird, es ist ihm schon mal so ergangen und der Ausgang ist klar, er will Perfektion mit Gewalt erzwingen, er will sich später eine Geschichte von diesem Tag erzählen, die genau so geht: Und dann wollte ich eigentlich nur noch eine Pizza essen und ein Bier trinken und ins Bett, es war ein Dienstag oder Mittwoch, das spielt gar keine Rolle, und ihr glaubt gar nicht, was ich dann getan habe, wie alles gekommen ist.

Pinscher atmet durch, steckt sich mit zittrigen Fingern eine Zigarette an und geht links durch die schmale Gasse vorbei an der Zoohandlung in Richtung Mündendorfer Sparkasse. Er kennt sie gut. Hier haben seine Eltern in einem anderen Leben die Zusage von Herrn Weber für die Finanzierung ihres Mittelreihenhauses bekommen, hier hat er als Kind sein Kupfergeld säckeweise abgegeben, hier hat er als Jugendlicher im winzigen Rahmen über seine Verhältnisse gelebt. Und das wird er jetzt wieder tun. Er hebt fünfhundert Euro ab, das ist nicht nichts, aber er braucht ein gewisses Kapital zur Perfektion. Danach geht alles so wie im Film, endlich gelingt

ihm, wovon er doch den ganzen Tag geträumt hat, er schaltet sein Denken ab. Gestern. Morgen. Nichts. Nur das pure Jetzt.

Er bestellt ein Taxi aus dem Nachbarort, damit der Fahrer ihn bloß nicht erkennt, damit er bloß nicht mit ihm reden muss, wenn er nicht will. Es dauert zehn Minuten, bis der Mercedes auftaucht, ein junger Typ, dessen Nachtschicht gerade angefangen hat und der sowieso eine Krimiserie auf seinem Tabletfernseher glotzt und sich nicht für den schwitzenden Pinscher interessiert. Fahren Sie bitte nicht so schnell, sagt er vorweg, ich zahle Ihnen hundert Euro pauschal und brauche keine Quittung, ich zahle im Voraus, und der Typ guckt ihn im Rückspiegel komisch an, aber als er das Geld sieht, lächelt er nur kurz, steckt die Scheine ein und konzentriert sich wieder auf seine Serie. Hundert Euro hin, hundert Euro zurück, dann hast du noch dreihundert Euro zur Perfektion, das wird reichen, denn das ist es doch, was in der Luft liegt, dein längst verdienter und hart erkämpfter Triumph, der deinen Eltern verwehrt geblieben ist. Zuerst lässt er sich zum Haus fahren, warten Sie bitte kurz hier, ich brauche nur eine Minute, und dann zerzt er, immer noch mit zittrigen Händen und hungrig, jetzt merkt er seinen leeren Magen, das Jackett seines Vaters aus dem Schlafzimmerschrank, das selbst ihm viel zu große Ding mit den viel zu langen Ärmeln. Er ist richtig wütend, als er die Treppe des Reihenhauses wieder nach unten stapft, er würdigt die Bilder an den Wänden diesmal keines Blickes, dieser Scheißschlüssel zu diesem Scheißhaus, sie hätten ihm das alles ersparen sollen, andererseits, später in der Nacht wird ja alles gut sein.

Die Rehe bei den Windrädern. Die Freude über die Birne Helene. Ihr Blick zum Abschied. Ihr zuckender Mund –

Die Fahrt dauert eine knappe halbe Stunde. Pinscher weiß, dass er viel zu viel dafür bezahlt. Aber selbst wenn

es das Dreifache wäre, es wird ihm ganz bald schon so egal sein. Im Foyer des in die Jahre gekommenen Baus ist wenig los, wie sollte es anders sein an einem Tag mitten in der Woche, niemand hebt fiebrig frische Scheine an den Geldautomaten ab, niemand kommt mit glänzenden Augen aus dem Rouletteraum, die Kassiererin langweilt sich hinter Panzerglas und lächelt Pinscher an, Punkt für ihn, das wird ihm später noch helfen. Auf den Schildern weisen sie auf die Kleidungsetikette hin, Jackettpflicht, zum Glück ist ihm die Jacke seines Papas noch eingefallen. Mit dem Betreten des Casinos fällt eine Last von ihm ab, Nervosität und Hunger sind schlagartig verschwunden, das ist doch sein Tag, und er ist ganz und gar perfekt und wenn er seiner Mama morgen diese Geschichte erzählt, dann wird sie jubeln vor Freude.

Er tauscht dreihundert Euro in Jetons und steckt sich einen Hunderter tief in die Hosentasche, damit er auf jeden Fall noch zurück nach Mündendorf kommt. Das erste Getränk geht aufs Haus. Er nimmt einen Gin Tonic und zieht ihn weg, bevor er überhaupt an den Spieltisch tritt, der aufmerksame Kellner erkennt Chance und Ernst der Lage und bringt ihm sogleich das nächste Getränk. Abgerechnet wird über eine Magnetkarte, seine hundert Euro für die Rückfahrt lässt er unangerührt. Pinscher setzt sich nicht an den heiß umkämpften Tisch, das Klappern der Jetons und die fiebrigen Gesichter sind ihm noch suspekt, lieber klein anfangen, bei ihm hocken nur zwei weitere müde Gestalten, irgendwas zwischen Gelegenheitszocker und Gewohnheitsspieler. Eine allerletzte Nachricht an Anna: Alles auf Schwarz? Und diesmal dauert es keine Minute, bis die Antwort kommt: Alles auf Schwarz. So soll es sein, denkt Pinscher, und schiebt sämtliche Jetons auf das schwarze Feld. Die Kugel rollt. Nichts geht mehr. Schwarz. Jetzt hat er sechshundert Euro. Belässt sie gleich auf Schwarz. Und wieder gewinnt er. Tausendzweihundert. Zweitausendvierhun-

dert. Ihm wird schwindelig. Nein, nicht auf Schwarz, jetzt mal alles auf Rot, und es kommt Rot. In der kurzen Zeit ist er bei seinem dritten Drink angelangt, das Geräusch der vorher noch so gelangweilten Mitspieler hat schon Schaulustige angezogen, doch Pinscher ist endlich ganz bei sich, Tunnelblick, das hatte er Vorjahren schon mal, es hat ewig gedauert, bis er wieder aus den Miesen raus war, doch heute wird alles anders sein. Viertausendachthundert auf Schwarz. Wenn du jetzt gewinnst, dann kannst du nicht mehr alles setzen, da haben sie ihre Limits, sonst räumst du den Laden nachher leer, aber das ist gut so, dann steckst du dir einen Teil in die Tasche und den Rest vertust du. Es kommt nicht Rot. Es kommt auch nicht Schwarz. Null. Die Bank gewinnt. Und diesmal kaum ein Raunen, eher ein verlegenes Wegschauen, ein angedeutetes Schulterzucken des Croupiers, Pinscher klopft mit der Hand auf den Tisch, das war es dann wohl.

Ihre Augen. Ihr Mund. Wie schön ihr es hattet. Er hat den Klamottenplunder vom Wochenmarkt im Auto vergessen, hoffentlich sucht sie jetzt nicht danach. Erst macht Pinscher sein Konto leer. Und diesmal gewinnt er wieder furios. Und dann verliert er doch wieder alles. Als er mit seiner Kreditkarte in der Hand, das Glück des Beamtentums, sein Limit ist knapp fünfstellig, schon wieder am Schalter im Foyer steht, räuspert sich die Dame hinter dem Schalter. Sie müssten mich bitte kurz begleiten, Herr Binscher. Pinscher, sagt Pinscher, aber was habe ich denn Unrechtes getan? Nur eine Formalität, Herr Binscher. Und dann wird er in ein kleines Büro geführt, eine schmale Kammer voller Aktenordner mit einem altertümlichen Computer, ein klassisches Vernehmungszimmer wie auf dem Revier. Es zieht ihn zurück an den Spieltisch, wo er sein Glück perfekt machen will, aber einstweilen muss er sich auf einen Stuhl setzen, ein Herr mit Fliege kommt herein, setzt sich auf den Dreh-

stuhl auf der anderen Seite des Schreibtischs, der Chef des Abends. Herr Binscher, Sie haben schon sehr viel verloren heute. Ich müsste mit Ihnen leider darüber sprechen, sagt der hagere Herr, der sein Vater sein könnte, und schiebt ihm ein abgegriffenes Faltblatt über den Tisch, Hinweise zum verantwortungsvollen Spielen. Und Pinscher wiederum, der sich nicht aufhalten will damit und gar nicht richtig zuhört, spielt jetzt auch, nämlich die Polizeikarte, er nimmt seinen Dienstausweis aus dem Portemonnaie, hält ihn dem Casinochef hin, lassen Sie das bitte meine Sorge sein, was ich gewinne und verliere, die Angelegenheit ist heikel. Verstehen wir uns? Der Herr richtet seine Fliege, kneift die Augen zusammen, atmet gepresst aus: Also schön, trotzdem müssen wir Sie auch unter diesen Umständen bitten, diesen Zettel zu unterschreiben, eine reine Formalie, Sie wissen ja, wie das mit Gesetzen ist. Ein Papier voller Kleingedrucktem, Abtrittsvereinbarungen im Falle von, erteilen uns hiermit die Erlaubnis, Ihre Daten an, bestätigen mit der Unterschrift, dass die Geschäftsfähigkeit, Pinscher überfliegt es nur, und seine Hand zittert beim Abzeichnen der Selbsterklärung, war es das? Ja, haben Sie noch einen angenehmen Abend, weiterhin viel Erfolg, Herr Einschen.

Ihre Freude, wenn du sie besuchst. Ihr Strahlen. Ihr ersterbendes Lächeln, als du es ihr in der Küche gesagt hast an diesem Morgen mit blauem Himmel, dass sie ausgerechnet Koteletts für euch alle machte, obwohl da schon gar nicht mehr alle da waren –

Jetzt will er es, bestärkt durch die überstandene Belehrung, so richtig wissen. Zehntausend Euro in Jetons, restlos alles, was die Kreditkarte hergibt. Es versetzt ihn in noch größere Euphorie, als ihm der Jetonberg über den Tisch hingeschoben wird. Für die Getränke muss er ab jetzt nichts mehr zahlen, ein Service des Hauses, hier

ist er jetzt schon der perfekte Kunde, der Premiumgast dieses Abends, was für ein erhebendes Gefühl.

Und dann sind alle Augen auf ihn gerichtet. Auf dich. Auf den Besoffenen, auf den Irren, auf den Dicken, auf den Schwitzenden. Du spürst die Blicke, aber das ist jetzt auch egal. Schwankend stehst du am Roulettetisch, einen kräftigen Schluck von deinem siebten, deinem achten Gin Tonic, und dann noch einen. Du bist in etwas geraten, du bist hineingeglitten, nein, Blödsinn, du hast dich vorsätzlich hineinfallen lassen, so wie damals, nur diesmal noch viel schlimmer, geht es schief, dann bist du ganz und gar verarmt, aber es kann ja gar nichts passieren, das ist in deiner Geschichte dieses Tags schlichtweg nicht vorgesehen, hol dir das Glück, es steht dir doch endlich zu. Mehrere Runden setzt du aus, greifst immer wieder mit beiden Händen in die Jetons, du hast viel verloren und viel gewonnen, aber jetzt wird es Zeit, die Perfektion dieser Nacht herauszufordern, du hast nasse Finger, der Schweiß rinnt dir aus jeder Pore, die Umstehenden, eine traurige Gruppe aus Zockern mit und ohne Alkoholproblem, sehen das Unheil kommen, aber keiner greift ein. Mach es, was soll schon passieren, Erlösung gibt es nicht umsonst, die hat nun mal ihren Preis, deine fucking protestantische Erziehung, denkst du noch, aber dann stierst du konzentriert auf den Kessel.

Dein Pinscherleben. Manchmal wenig gewonnen. Oft viel verloren. Aber irgendwann bist du dran, das hast du von deinen Eltern gelernt. Irgendwann hast du keine Schulden und keine Bange mehr. Irgendwann spielt das Orchester auf und du kannst dich feiern lassen. Irgendwann wirst du aus dem Lachen gar nicht mehr rauskommen. Wenn das verdammte Glück nicht kommt, dann fordere ich es verdammt noch mal heraus.

Also restlos alles auf Schwarz. Fünfstellig, schieß doch drauf. Jetzt rollt die Kugel, mach, was ich dir sage, du bist mein Glück, fifty-fifty minus der blöden Null,

nichts geht mehr jetzt, es muss aber, es muss was gehen, es muss einfach was gehen. Das hier ist dein perfekter Tag. Rot. Rot, verdammter Scheißdreck, warum tust du mir das an, Pinscher muss lachen und schüttelt den Kopf, er sackt am Spieltisch in sich zusammen, irgendwer klopf ihm ermutigend auf die Schulter, irgendwer reicht ihm einen großen Schnaps, wie ein geschlagener Boxer in seiner Ringecke hockt er da, es hilft nichts, wie ein geprügelter Straßenköter schleicht er aus der Halle. Warum hatte sie keinen Hunger mehr, sie hat Ente mit Pommes noch nie ausgeschlagen. Natürlich war die Taube nicht verschwunden, für wie blöd hältst du eigentlich die Welt –

Erst im Taxi zurück spürt Pinscher den Alkohol. Der Fahrer ist ein melancholischer, älterer Mann, jemand, der immer vor dem Casino wartet, der deshalb nicht spricht, wenn er nicht darum gebeten wird. Die ganze Rückfahrt über muss Pinscher würgen, um sich nicht in den Fußraum zu übergeben, aber er hält durch. Als sie gerade auf der Autobahn sind, öffnet der Fahrer wortlos alle Fenster, es ist eine der mildesten Nächte des Jahres, man kann den Sommer riechen. Ohne Pinscher zu fragen stellt er das Radio laut, und er lacht während des ganzen Stücks, ein irres, ein befreites Lachen, und auch Pinscher vergisst seine Übelkeit und lächelt, *Dies irae, dies illa / Solvet saeculum in favilla*, schreit das Requiem aus dem Radio, und mit diesem Gefühl erreichen sie Mündendorf, der perfekte Tag ist längst vorbei, der Zorn hat angefangen.

Das Pinscherproletariat

Und dann passiert etwas, das alle bisherigen Ereignisse in den Schatten stellt: Pinscher joggt. Nach dem Besuch auf der Intensivstation wühlt er in seiner Reisetasche und findet ganz unten seine Ausstattung: ein Laufshirt in XXL, eine Hose in XL und selten benutzte unmodische Turnschuhe aus dem Schlussverkauf. Ausgerechnet seine Sportsachen hatte er zuerst eingepackt, als ihm klar wurde, dass Mündendorf unausweichlich ist, sein Ischias hatte ihn furchtbar gequält, und wenn selbst die Katadolon irgendwann versagen, hatte er sich gesagt, dann hilft vielleicht Physiotherapie, der alte Hausarzt seines Vaters hätte ihm sogar eine Kur verschrieben angesichts seiner Schmerzen, und so war er von Anfang an der Peinlichkeit entgangen, in einem solchen Fall in das Sportgeschäft im Ort gehen und nach den großen Größen fragen zu müssen. Er ist ganz stumpf aufgewacht vom Anruf aus dem Seniorenzentrum, genau so kann es in den nächsten Tagen weitergehen, es ist diese Taubheit, die er manchmal den Sachverhalten auf der Arbeit entgegenbringen musste, wenn er sich sagte, dass auch er die ganzen Hungers am Rhein nicht mehr lebendig machen kann, dass man die Dinge letztlich so lassen muss, wie sie sind. Seine erste Runde ist kurz, sie reicht gerade mal auf die kleine Anhöhe in der Nähe vom Sportplatz und trotzdem fällt ihm das Atmen schwer. Rotköpfig hält er sich an einem Baum fest und hustet, seine Knie schmerzen, der Schweiß läuft ihm in Strömen über den Rücken. Wir müssen zu seiner Verteidigung sagen, dass es mittlerweile erstaunlich heiß ist für einen Frühsommertag. Nach dem Rennen duscht er und schläft zwei, drei Stunden tief und traumlos. Dann telefoniert er mit dem Kreditkarteninstitut und vereinbart eine Ratenzahlung für die zehntausend Euro Schulden, die er seit letzter Nacht hat, zehn Prozent im Monat, das ist eine Menge, aber dann muss

er sich eben einschränken, in nicht mal einem Jahr ist die Angelegenheit vergessen. Auch die Sparkasse lässt mit sich reden, sie gewähren ihm ein paar Hundert Euro Dispo mehr, er wird sich sein Geld penibel einteilen müssen, wenn es bis zum nächsten Lohn reichen soll. Von einer Nachricht an Anna lässt er heute die Finger, ebenso schiebt er den Mordfall, den er bei sich jetzt immer so nennt, weil er sich seiner Sache sicher ist, ein Stück weg, ein wenig Zeit hat er noch, bis Goranek zurück ist. Bevor er seine Mutter zum zweiten Mal an diesem Tag im Krankenhaus besucht, fährt er hoch zum Tanneneck und findet diese Wiese, über und über mit Blumen.

Er pflückt ihr einen Strauß, klein und bescheiden, doch als er im Kittel und mit Mundschutz an der Schiebetür zur Intensivstation steht, fällt ihm ein, dass Blumen dort natürlich verboten sind. Er lässt sich eine kleine Vase geben, stellt die Blümchen in den Warteraum und sieht Tag für Tag zu, wie sie kurz nochmals ihre volle Pracht entfalten, die Farben ein letztes Mal kräftiger werden, bevor die Blütenblätter auf den Tisch rieseln und alles verwelkt. Seine Mutter schläft noch immer mit besorgter Stirn, künstliches Koma, die Sterbequote auf Intensivstationen liegt im Bundesdurchschnitt um die zehn Prozent, hat er gelesen, das sollte sich doch wohl machen lassen.

Damit er nicht schweigt, während er bei ihr im Zimmer sitzt und ganz nervös wird vom Piepsen der Geräte, berichtet er ihr von seinen Joggingversuchen, er beschreibt ihr das Feld mit den Blumen, die orangefarbene, riesige Abendsonne über den Tälern von Mündendorf, dann lässt er sie allein. Er geht ins *Cefalù* und trinkt ein Bier und bestellt Pizza und redet mit dem Pizzabäcker, der beiläufig ein italienisches Fußballspiel im Fernsehen verfolgt. Pinscher spricht von der Arbeit und vom abgesagten Puppenspiel im Seniorenzentrum, bis der Pizza-

bäcker laut lacht und sich auf den Oberschenkel schlägt, er verschweigt, was seiner Mama passiert ist, er verschweigt auch das Casino, eigentlich wollte ich gestern schon kommen, sagt er nur, das wäre der perfekte Abend gewesen, aber das weiß man doch sowieso immer erst hinterher.

Und Pinscher joggt weiter. Früh am Morgen. Diesmal geht es etwas besser, aber er hat schon verstanden, es bringt ja nichts, wenn du dich übernimmst, also spaziert er Teile der Strecke, sein Telefon in den einen, seine Schachtel Zigaretten und das Feuerzeug in den anderen Socken gesteckt, wie er es mal als Kind bei einem Bundesligaspieler gesehen hat. Er schafft es bis zum Gehöft von Goranek, der hat ihm nämlich eine Nachricht geschrieben in der Nacht, wir sind Weltmeister, wir haben das Ding, und dann ganz viele Ausrufezeichen, bleiben noch sieben Tage, lauter Termine. Glückwunsch, antwortet Pinscher, war gerade bei deiner Ranch, sieht ordentlich aus, dein Neffe macht die Sache gut, musste ein bisschen spazieren, muss jetzt jeden Tag spazieren, wir reden darüber, wenn du wieder hier bist. Zurück kommt nur ein nach oben gerichteter Daumen. Wer weiß, welche gesellschaftlichen Verpflichtungen man als Besitzer von Wellensittichen mit Weltmeistertitel hat, bestimmt war das finnische Fernsehen sogar schon da, wahrscheinlich hat er sein Preisgeld auch gleich am ersten Abend so verzockt wie Pinscher seine ohnehin schmalen Rücklagen. Goranek würde es ihm anvertrauen, ganz bestimmt, denn wenn nicht ihm, wem dann? Bei der Arbeit sagt Pinscher alles nicht Notwendige ab, einerseits will er keine Termine haben, falls das Krankenhaus sich meldet, andererseits braucht er die Kapazitäten. Sieben Tage bis zur Rückkehr seines Chefs, alles muss bis dahin passiert sein. Nur wenn der Fall hieb- und stichfest ist und er Doktor Seltsam in Handschellen präsentiert, wird Gora-

nek ihm glauben und dankbar sein und den Erfolg selbstverständlich auch für sich reklamieren.

Und Pinscher joggt. Und Anna lässt ihm eine unverbindliche Karte aus Amerika schicken, die Brooklyn Bridge im Winter, eine historische Aufnahme. Und Pinscher joggt. Und eines Abends ruft ihn ausgerechnet Kurt Seifert an, Pinscher wird leider nie davon erfahren, möglicherweise will er zu diesem Zeitpunkt gestehen, möglicherweise sind die Gerüchte über Pinschers Ermittlungen endlich bis zu ihm vorgedrungen, möglicherweise will er ihm deshalb eine Falle stellen, aber so weit kommt es gar nicht erst, er hat sich irgendwann Pinschers Nummer ins Handy gespeichert. Zahlendreher, und immer, wenn er versucht, ihn zu erreichen, klingelt es bei einem Düsseldorfer Sanitärnotdienst, dessen Mitarbeiter keinen Pinscher oder Pinscher kennt.

Und Pinscher joggt. An einem Morgen bis zur Burgruine, das schafft er mit genug Ruhe und Pausen. Dann setzt er sich auf das Mäuerchen in schwindelerregender Höhe, raucht eine Zigarette und denkt nach: Wäre er glücklicher geworden, wenn er seine Bewerbung zum Polizeiorchester abgeschickt und den ganzen Tag geübt hätte? Warum fragt er sich nicht, was es mit Anna auf sich hat, wusste er von Anfang an, dass das alles nur ein Spiel zu Konditionen ist, die er niemals kennen wird? Warum ist er wieder hier, jetzt mal wirklich ehrlich, wir sind schließlich ganz allein hier oben auf der Burgruine, an dessen Fuße angeblich ein gewisser Engelbert eine ähnliche Schlacht schlug wie ein gewisser Pinscher: Warum bist du zurückgekommen? Die Frage der Fragen. Aber jetzt, vom Standpunkt der Gegenwart aus, kennt Pinscher die Antwort recht präzise: Ich bin zurückgekommen, um das Ende dieses Films zu sehen. Um das kleine Verschwinden dieser kleinen Familie, die meine eigene ist, aus nächster Nähe zu erleben. Hier komme ich her, hier bin ich aufgewachsen, von hier bin ich abge-

hauen, weil ich dachte, man kann diesen verfluchten Wurzeln entgehen, aber, alte Joggerweisheit, obwohl ich erst seit einigen Tagen laufe, man stolpert ja doch ständig über sie. Und ich habe sie verdammt noch mal nie verraten, diese Familie, deren Schicksal es von Generation zu Generation war, ständig hart zu malochen und ständig knapp bei Kasse zu sein und ständig zu sagen, dass das richtige Leben doch erst mit der Rente beginnt, nur hat niemand was davon gehabt, nicht der Urgroßvater, nicht die Urgroßmutter, nicht Oma und Opa und auch nicht seine Eltern, denn immer dann, wenn das Glück hätte beginnen sollen, fielen sie halb tot oder tot um in ihren bescheidenen Behausungen, im Flur, im Wohnzimmer, im Bad, in der Küche, würde es dieses eine Haus geben, das alle Zeiten versammelt, dann läge es voller toter Pinschers, ein Fest für den Kriminaldauerdienst wäre das, die Schicksale sind einander so verdammt ähnlich, du kommst aus einer Dynastie der kleinen Leute, du gehörst in diese Kaste, du hast es bis an ihren oberen Rand geschafft, und weiter geht es nicht, und auch du wirst den Preis dafür bezahlen, du merkst es doch schon, deine Leberwerte können wir vielleicht noch retten, aber um deine Lunge ist es schlecht bestellt, da musst du noch viel laufen und endlich die Scheißqualmerei lassen, wenn du dich nicht auch einreihen willst in die Riege des stolzen und kurzlebigen Pinscherproletariats, aber zurück zur Ausgangsfrage: Warum bist du zurückgekommen? Weil meine Mutter verschwindet und ich es von Anfang an wusste.

In diesem Augenblick, Pinscher hat sich schon die dritte Zigarette angesteckt, klingelt sein Telefon: die Nummer vom Krankenhaus. Bitte nicht jetzt, fleht Pinscher leise, aber der Arzt klingt zu fröhlich für ernste Botschaften: Wir haben Ihre Mutter verlegt, sie ist jetzt auf der Geriatrie. Ist das gut oder schlecht, fragt Pinscher. Weder noch, sagt der Arzt, es ist eine medizinische Entschei-

dung. Ist gut, sagt Pinscher, haben Sie vielen Dank für Ihren Anruf, und dann steckt er sein Telefon und seine Zigaretten wieder in die Socken und trabt langsam zurück in Richtung Stadt.

Uta

Nach dem Tod von Lisbeth hatte ich Uta eine Textnachricht geschrieben. An die letzte Nummer, die ich von ihr hatte. Nachricht zugestellt. Keine Reaktion. Ich hatte keine Ahnung, wo sie steckt. Kristof meinte, sie sei in Amsterdam versackt, aber so genau wusste es niemand. Ihre ehemaligen Arbeitgeber hier oder in Köln konnten uns nicht helfen. Sauerländer Freunde: kannten wir nicht. Ihre Adresse: nicht ermittelbar, unbekannt ins Ausland verzogen. Meine verschwundene Schwester. Uta hatte getan, was ich mich nie getraut hätte. Sie hatte sich nichts gefallen lassen und war damals schon ein Sturkopf gewesen. Unserer Mutter und unserem Vater ähnlich. Noch ähnlicher als ich.

Ich nehme nicht die Küstentram, sondern gehe zu Fuß. Wir sind doch nicht aus Zucker, höre ich meine Mutter sagen, an der Nordsee regnet es eben. Vom Bahnhof aus sind es nur ein paar Minuten zur mit Hochhäusern zubebauten Strandpromenade. Meine Schuhsohlen sind löcherig und haben kein Profil mehr, ich rutsche die ganze Zeit aus. Bald sind Socken und Füße nass und mit dem immer dunkler werdenden Himmel verfinstert sich auch meine Stimmung. Was will ich eigentlich hier? Ich schaue auf mein Handy: keine Mitteilung von Uta, natürlich nicht.

Der Strand ist fast menschenleer. Ein Mann mit oranger Warnweste und Gummistiefeln stellt seinen mit Plastikplane bedeckten Einkaufstrolley auf dem befestigten Weg ab und stapft in den Sand, er sucht das Glück mit dem Metalldetektor. Ein vor einem Sandhaufen verlassener Bagger, wie in der Bewegung erstarrt. Ab und zu Hundegebell, auf den Dächern der kleinen Strandhäuschen mehrere Möwenkolonien, stumm und regungslos und so unglücklich über den Regen wie ich. Ein Pick-Up passiert die Straße vor dem Strand, er transportiert

zwei eingetopfte Palmen und einen Plastikbuddha auf der Ladefläche. Ein großes Plakat wirbt schon für das Neujahrskonzert von Helmut Lotti im Kursaal. Nebensaison, der Sommer hier ist wirklich vorbei. Ich werfe meinen durchnässten Rucksack in den Sand, ziehe Schuhe und Socken aus, schließe die Augen und laufe los, der Brandung entgegen. Das Wasser wärmer als gedacht. Das Meer gehört mir. Auch hier. Ich laufe ein paar Meter und spüre, dass bald Hochwasser ist. Schwappten die Wellen vorher nur über meine Zehen, reicht es mir bald schon bis zum Knöchel. Wir wären nie auf die Idee gekommen, an die belgische Küste zu fahren. Viel zu weit, höre ich meinen Vater schimpfen, und dann versteht man das blöde Volk nicht mal. Als Kind hatte ich mir oft im Plettenberger Reisebüro Zugverbindungen ausdrucken und Angebote durchrechnen lassen. Ins EuroDisney nach Paris, an den Strand in der Toskana, zu den Grachten nach Amsterdam. Lass das sein, hatte mein Vater mich angepflaumt, so einen Scheiß machen wir nicht. Es hat schon seine Logik, denke ich, während ich komplett nass vom Regen durchs Wasser wate. Vom Meer haben wir alle geträumt, auch Uta.

Zuletzt hatte ich Uta auf der Beerdigung unserer Mutter gesehen. Sie tauchte während der Trauerfeier auf, setzte sich in der Kapelle in die letzte Reihe, nickte mir zu, als ich mich umdrehte – und war verschwunden, als wir die vorbereiteten Rosenblätter auf den Sarg streuten, bevor er zur Einäscherung gebracht wurde.

Mein Hotelzimmer ist klein und dunkel mit Fenster zum Hinterhof. Immerhin schaue ich auf eins der höchsten Gebäude der Stadt. Mindestens zwanzig Stockwerke mit wenig Einheimischen und vielen Feriengästen. Ob Uta dort lebt? Möglicherweise sitzt sie gerade schadenfroh in einem Brüsseler Cafe, schreibt mir spät in der Nacht ein simples »Pech gehabt!« von ihrer belgischen Nummer und meldet sich nie wieder bei mir. Während meine

Sachen trocknen und ich meine rutschigen und kaputten Schuhe unter der Heizung festklemme, gehe ich nochmals unseren Nachrichtenverlauf durch.

– Frohe Weihnachten.

Absender 0032, belgische Vorwahl. Letztes Jahr an Heiligabend.

– Wer schreibt denn da?

– Deine Schwester, wer sonst?

– Das ist eine Überraschung. Wie geht es dir?

– Gut, hier ist es kalt und regnet den ganzen Tag.

– Wo steckst du denn überhaupt?

– Am Meer.

– Was machst du am Meer? Und wie feierst du Weihnachten? Es ist jedenfalls schön, von dir zu hören. Sollen wir demnächst mal telefonieren?

Keine Antwort. Die nächste Nachricht ist aus dem Frühjahr dieses Jahres:

– Wir haben doch noch nie telefoniert, wieso sollten wir jetzt damit anfangen?

Ich reagiere ein paar Tage nicht.

– Bist du sauer auf mich?

– Uta, was erwartest du? Du meldest dich jahrelang nicht und ich soll sofort springen?

– Tut mir leid. Willst du mich nicht einfach mal besuchen?

– Vielleicht irgendwann. Ich habe nicht so viel Zeit, ich habe einen Sohn.

– Das weiß ich, du Doofkopf.

– Woher denn?

– Ich weiß es halt.

– Wie ist es bei dir? Immer noch am Meer?

– Ja, hier ist es kalt und regnet den ganzen Tag.

Wieder antworte ich nicht weiter. Im Spätsommer dann meldet sich Uta erneut.

– Hier sind die letzten schönen Tage. Lass uns Nägel mit Köpfen machen. Ich würde mich freuen.

– Stellst du dir das nicht ein bisschen einfach vor?
– Wieso?
– Du bist abgehauen.
– Wenn du diesen Bullshit glaubst, dann komm gar nicht erst.
– Okay, ist vielleicht besser so.
– Vor ein paar Wochen dann: Du machst es dir natürlich immer noch einfach du bist ja der Kleine wie früher den Kopf voller Wünsche und Vorwürfe und wenn dir was nicht passt dann bist du am Heulen Ich habe dir Karten geschrieben und auch mal Briefe aber wenn du dauernd umziehst dann ist das nicht mein Problem Du hast ja nicht mal versucht mir zu sagen dass Mama nicht mehr da ist und das mit Lisbeth habe ich auch viel zu spät erfahren Mamas Liebling das willst du für immer sein ich finde das total blöd dann halt eben nicht.
Ein paar Stunden später schreibt sie:
– Lösch das einfach, ich war betrunken.
Ich antworte ihr noch am gleichen Tag:
– Wo soll ich hinkommen?
– Oostende. Aber es ist kalt und regnet den ganzen Tag. Wir waren vier Kinder. Lisbeth die Älteste, seit ihrer Geburt im Rollstuhl. Kristof der Zweitälteste, groß und vernünftig, seit ich denken kann. Dann Uta und ich, Altersabstand sechs Jahre: Wir sind zusammen aufgewachsen, haben sogar kurz mal ein Zimmer geteilt. Aber Uta hatte es ähnlich schwer wie mein Bruder Kristof: Die ganze Sorge meiner Eltern gehörte Lisbeth und mir. Dem Kurzen. Dem Jüngsten. Den ständigen Befindlichkeiten einer bis zu ihrem Tod kindlichen Tochter im Rollstuhl und den überzogenen Wünschen eines verhätschelten, rundlichen Prinzen.
Uta hatte sich nichts bieten lassen. Ich erinnere mich, wie meine Mutter sie mit dem Kochlöffel durchs Haus jagte, weil sie Widerworte gab, wie sie sich nicht anschreien ließ von meinem Vater und sie mit rotem Kopf

Stirn an Stirn standen und sich beschimpften, bis mein Vater seine Hand hob und Uta einfach aus dem Haus ging und über Nacht wegblieb. Dann hau doch ab, hatte mein Vater oft auch zu mir gesagt, wenn man nicht nach seinen Regeln spielte. Ich hatte stets gespurt. Ich war gelieben. Uta nicht. Sie hatte im falschesten Moment die Entscheidung getroffen, für immer ihre Siebensachen zu packen. Eine Stelle in Süddeutschland, ein spontanes Angebot, erzählte sie meinem Vater am Telefon, der gar nicht mehr richtig zuhörte, sondern einfach auflegte. Genau zu der Zeit, als unsere Mutter pflegebedürftig geworden war, hatte sie meinen überforderten Vater und ihren ebenso hilflosen Bruder in dem immer hinfalligeren Reihenhaus einfach alleingelassen. Verdammte Verräterin. Dumme Nuss. Feiger Hund. Mir waren damals viele Beschimpfungen für sie eingefallen, angestachelt von meinem Vater und selbst von meiner dementen Mutter. Ich vermisse sie nicht. Ich hatte kein Verständnis dafür gehabt, wie sie uns einfach sitzen lassen konnte. Keiner war mehr gut auf sie zu sprechen. Kühl und kurz verliefen auch unsere Telefonate, weil mein Vater gleich an mich weiterreichte, irgendwann rief sie gar nicht mehr an. Wer nicht kommt, braucht nicht zu gehen, sagte mein Vater nur noch, wenn er in der Küche saß und seinen ersten Samstagsschnaps trank, und nach ein paar Gläschen mehr: Was bildet die blöde Kuh sich eigentlich ein? Was haben wir ihr getan?

Ich liege auf dem Bett meines Hotels und höre den Regen und die Möwen. Die haben schon wieder gut lachen. Als auch eine Stunde später nichts von Uta kommt, ziehe ich meine halbwegs getrockneten Sachen an und gehe in die Stadt. Wie Plettenberg am Meer, nur ein bisschen größer. Ich kaufe mir einen Schirm und neue Schuhe, und weil ich mich dem belgischen Verkäufer gegenüber nicht traue, das Unheil zu korrigieren, nehme ich Turnschuhe aus dem Sonderangebot, die mir eine Größe zu

klein sind. Mittlerweile ist es dunkel geworden. Im Hochhaus hinter meinem Hotel gehen nach und nach die Lichter an. Vielleicht gehe ich einfach zur Mole bei Sturm und Regen, so was bringt doch manchmal Erkenntnisse und ich habe wenigstens trockene Füße. Als ich gerade wieder losgehen will, vibriert mein Handy.

– De Grote Post in einer halben Stunde. Ist mitten in der Stadt, findest du.

Fast lasse ich das Telefon fallen, jetzt bin ich doch aufgeregt. Wir haben seit über zwanzig Jahren kein Wort mehr miteinander gesprochen. Wir sind erwachsen geworden ohne einander. Ich dusche mich eilig und ziehe meine guten Sachen an wie für ein Vorstellungsgespräch. Mit Hemd unter dem Pullover. Es ist wenig los in dem Lokal. Die ehemalige Post, ein mächtiges brutalistisches Gebäude, das heute ein Kunst- und Kulturzentrum ist. Vielleicht wird es sogar schön.

Ich suche mir einen Platz am Fenster und warte. Uta kommt fünf Minuten zu spät. Sie hat auch schon graue Haare wie ich, sieht aber erstaunlich jung aus. Outdoorjacke, Turnschuhe, aber nicht nach kleinstädtischer Art, sie könnte auch in Berlin oder Leipzig so zur Tür hereinkommen. Bevor sie mich entdeckt, umarmt sie eine Kellnerin, spricht mit ihr. Dann sieht sie mich, nickt mir zu und setzt sich an meinen Tisch, ohne die Jacke auszuziehen. Du siehst so richtig aus wie Papa. Und du, frage ich, um irgendwas zu sagen, mir zittern die Hände vor Aufregung. Bist du gut durchgekommen, sagt sie und ignoriert meine Frage. Ja, sage ich, aber es regnet die ganze Zeit. Hab ich dir doch gesagt, du Blödmann, sagt sie und lacht. Trinkst du ein Bier? Haben sie auch Leffe ohne Alkohol? Uta zieht die Augenbrauen hoch, du siehst aus wie Papa, aber du bist nicht wie er. Als die Kellnerin an den Tisch kommt, zeigt Uta auf mich, redet schnell, aber auf Flämisch, ich verstehe kaum ein Wort. Ob unser Vater wenigstens dann mitgekommen wäre, wenn er ge-

wusst hätte, dass eines seiner Kinder das *blöde Volk* versteht? Während sie mit der Kellnerin spricht, kommt mir die früheste Erinnerung an Uta in den Sinn, die ich habe: Uta geht schon längst zur Schule. Wir sitzen an Heiligabend im verqualmten Wohnzimmer. Ich packe einen großen Trecker aus, jubele und bin ungeduldig, als Uta mit ihren Geschenken dran ist. Ich beiße vor Langeweile in eins der Styroporsteile der Verpackung und kaue, bis mir schlecht wird, bis ich Uta einfach vollkotze. Ich weine, sie weint, aber getröstet werde ich, und den Ärger bekommt nur sie.

Ich hoffe, du magst Fleisch, sagt sie, hab Essen für uns bestellt. *Stoofvlees met Frietjes*. Bei uns Gulasch mit Fritten. Mama hätte das geliebt, sage ich. Hm, sagt Uta. Wir tasten uns ab. Bloß nicht zu viel von sich preisgeben, sich nicht in die Karten gucken lassen. Wenn ich von Findus erzähle, gibt Uta ihre Habachtstellung auf, stützt ihren Kopf auf die Hand und lächelt. Von sich erzählt sie nur das Notwendigste. Dass sie seit ein paar Jahren im Sommer hier im Cafe kocht, wenn die Touristen die Stadt fluten. Dass sie sich in der Nebensaison andere Jobs sucht. Gerade sitzt sie im Media-Markt am Rande von Oostende an der Kasse. Anständig bezahlt und nicht so stressig wie Küche. Dass sie manchmal nach Gent fährt und ins Kunstmuseum geht. Dass sie sich bald einbürgern lassen will. Dass sie eine kleine Zweizimmerwohnung hat, eine Viertelstunde zu Fuß vom Meer entfernt. Wir essen das *Stoofvlees* und trinken jeder zwei Leffe. Ihr immer noch hörbarer Sauerländer Zungenschlag. Die Augenpartie, die mich eins zu eins an unsere Mutter erinnert: So nah fühlte ich mich Mama seit ihrem Tod nicht mehr. All das würde ich Uta gern sagen, aber sie stellt ihre leere Bierflasche auf den Tisch und steht auf. Ich zahle, sagt sie. Morgen wird wieder ein langer Tag. Okay, sage ich. Und muss dabei an die wenigen Restaurantbesuche mit der ganzen Familie denken, irgendeine

Kneipe auf dem Land mit Schnitzel auf der Karte. Sonntags um 11, wenn noch nichts los ist. Fast nie abends, wenn es sich vermeiden ließ. Wir waren die ersten Gäste, wenn der Wirt die Tür gerade aufgeschlossen hatte, setzten uns in die hinterste Ecke des Lokals und verschwanden, sobald die Gaststätte sich füllte. Meinem Vater waren diese Ausflüge unangenehm, er sprach in der Kneipe kaum ein Wort und schlang das Essen hinunter wie wir alle, heilfroh, so schnell wie möglich wieder im Auto zu sein.

Wann sehen wir uns morgen, frage ich Uta. Ich muss bis nachmittags arbeiten, sagt sie, danach können wir einen Spaziergang machen. Hab einen schönen Abend, sage ich, und sie klopf mir auf die Schulter wie einem Kumpel, Tschüss, sie sieht mir nicht mehr nach. Umarmungen hatten bei uns einen Seltenheitswert, wenn es nicht um meine Mutter ging. Meinem Vater habe ich zur Begrüßung die Hand gegeben. Nur ein Mal kurz vor seinem Tod umarmten wir uns innig zum Abschied.

Am nächsten Morgen weckt mich der gegen die Scheibe prasselnde Regen. Dazu ein unerbittlicher Wind, ich gehe nur vor die Tür, um mir beim Bäcker einen Kaffee und ein Croissant zu holen. Dann liege ich auf dem Bett, schaue auf die Brandmauer des Hauses gegenüber und auf das Hochhaus dahinter. Zuhause. Mag sein, dass Uta ihr Glück hier gefunden hat. Ich hingegen vermisse gerade meinen Sohn.

Bis zu unserem Treffen am Nachmittag regnet es. Aber dann reißt die Wolkendecke auf, scheint die Sonne auf die vom stürmischen Tag nach wie vor wild wogende Nordsee. Uta sieht aus wie am Tag zuvor, sie steht auf der Promenade und wartet auf mich. Hast du gutes Wetter bestellt, fragt sie und lächelt. Ich jedenfalls nicht. Gehen wir los? Aus den Häusern und Gassen strömen die Menschen an den Strand, gestern war das hier noch ein toter Ort, jetzt ändert es sich innerhalb von Minuten. Selbst

das ist wie im Sauerland, wo der Landregen die Täler im Zangengriff hat ohne Aussicht auf Veränderung, und dann schlägt das Wetter innerhalb von Minuten um. Hunde und Kinder spielen jetzt im Sand. Jungs und Mädchen in Neoprenanzügen mit Surfbrettern stürzen sich in die aufgebrachte See. Du kannst dir vorstellen, wie das hier im Sommer ist, sagt Uta und seufzt. Immer am Meckern, sage ich und grinse, wie früher. Uta verschränkt die Arme beim Laufen. Sie schweigt. Je weiter wir die Küstenpromenade entlang in Richtung Middelkerke laufen, desto weniger scheint sie mich zu beachten. Imitiert sie absichtlich unseren Vater, mit dem man auch Stunden durch den Wald laufen konnte ohne ein Wort von ihm? Manchmal erklärt mir Uta immerhin, was wir gerade sehen: Das ist das Denkmal für König Leopold den Zweiten, der war ein Schwein. Das ist die Kolonade. Hier links ist das Fußballstadion, sie spielen erste belgische Liga, und manche Profis lassen ihre Karriere hier ausklingen, weil das Meer vor der Tür ist. Da vorn kommt gleich der Atlantikwall, musst du mal besichtigen, wenn du mehr Zeit hast. Können wir langsamer gehen, frage ich irgendwann, weil Uta ganz schön Tempo vorlegt und meine Füße schmerzen. Sport ist immer noch nicht so deins, oder, sagt Uta. Und ich erzähle die Geschichte meiner zu kleinen Schuhe und dass ich mich nicht getraut habe, vor dem Verkäufer zuzugeben, ihn nicht zu verstehen. Uta bleibt stehen und lacht. Sie lacht, bis ihr fast die Tränen kommen. Das Lachen, das ich seit zwei Jahrzehnten nicht mehr gehört, das ich vermisst habe.

Wir laufen immer weiter und sehen, wie sich die Sonne langsam dem Meer nähert. Ich traue mich nicht, von Mama oder Papa oder Lisbeth anzufangen. Irgendwann biegen wir auf die Hauptstraße ab, und Uta sagt: Das war's, ich muss weiter, ich treffe noch wen. Ich bleibe verdutzt stehen und sehe sie mit fragendem Blick an. Wir

haben uns doch gut unterhalten, meint sie, und ich habe keine Ahnung, ob das ihr Ernst ist. Aber dann kriegt sie mich doch noch. Komm her, Kurzer, sagt sie und drückt mich burschikos an sich, wie es nur eine große Schwester kann. Hier hast du eine Fahrkarte für die Küstentram. Vier Stationen, dann bist du beim Hotel. Komm bald mal wieder, ja! Und grüß deinen Kleinen von mir.

Findus

Unser Glück: kostbar und zerbrechlich. Und jeden Morgen frisch und pur. Wenn Katja uns am Zebrastreifen aus dem Auto lässt, ich Findus an die Hand nehme und wir auf den paar Metern zum Tor des Kindergartens ein Wettrennen machen. Wenn er mich nach den Comicfiguren auf seinem neuen T-Shirt fragt und sich vorstellt, man würde ihn nur wegen seiner Kleidung in der Kita zuerst gar nicht erkennen und für Spiderman persönlich halten. Die Geräusche seiner unbeholfenen Schritte auf dem Kiesweg. Seine aufgeregte Stimme, wenn er nach den Plänen für den Nachmittag fragt. Die Umarmung zum Abschied. Ich nehme sie mit in den Tag und zähle oft die Stunden.

Am Nachmittag sehen wir uns wieder. Besser, ich sehe ihn. Und er spielt. Mit einem Zootierpuzzle, ganz selbstvergessen. Ich beobachte ihn durch die Scheibe seines Gruppenraums, das geht immer nur kurz, denn dann sieht mich die Erzieherin oder er entdeckt mich.

Vor einiger Zeit ist er drei Jahre alt geworden und ich vierzig. Wir haben im Abstand weniger Tage Geburtstag. Er ist Skorpion, wie ich. Er ist mir wie aus dem Gesicht geschnitten, besonders, wenn er wütend wird. Das kann er gut, wie ich. Ich bin jetzt groß, verkündet er stolz an seinem dritten Geburtstag. Und das bin auch ich, mittlerweile. Denn ich mache lauter Dinge, die ein Erwachsener tut. Ich stelle die Mülltonnen am Abend raus, bevor sie geleert werden (und habe keine Panik mehr dabei im Dunkeln), ich schaue nach der Heizung, wenn sie nicht funktioniert, ich nehme Findus die Angst, wenn er ein unheimliches Geräusch hört irgendwo im Haus: Das ist doch nur der Regen, der auf die Fensterscheibe prasselt. Ich trinke nicht mehr, ich rauche nicht mehr, ich habe sogar eine Lebensversicherung abgeschlossen. Nicht die Arbeit allein taktet meine Tage durch, wie wir es in der Kirche

gelernt haben. Das macht vor allem Findus. Am Anfang kam es mir komisch vor, dieses »Papa«. Mittlerweile ist es ganz normal, nennt Katja mich manchmal so, wenn wir alle zusammen sind. Ich hatte mich nach dieser Zukunft gesehnt, konnte sie mir aber nicht vorstellen. Mittlerweile weiß ich, wie es ist: an manchen Tagen vor Aufregung nicht einschlafen zu können, weil man sein Glück kaum fassen kann.

Er lässt alles fallen, als ich ihn abhole. Er wird von der Erzieherin zurückgepiffen und soll aufräumen, er muss ihr die Hand geben und beim Abschied in die Augen sehen, dann kann er endlich zu mir. Er rennt mit Wucht in mich hinein und hält sich kurz an mir fest, ich rufe: Mein Schätzchen, viel zu laut, das passiert mir jedesmal, und immer wieder muss die Erzieherin darüber lachen.

Manchmal will er wissen, wie er als Baby war. Und auch, wie ich als Baby war.

Nun denn: Ich bin im Sauerland geboren, in Attendorn. Du bist in Leipzig geboren, in Connewitz. Als du zur Welt kamst, da war die Nacht mild und sternenklar. Du weißt schon, was ich meine, manchmal zögerst du so nämlich die Schlafenszeit hinaus, kletterst auf die Fensterbank, zählst die Sterne, kommst bis zehn und fängst von vorn an, wieder und wieder. So eine Nacht war das. Du lagst da wie ein siegreicher Boxer nach zwölf Runden, ganz abgekämpft, aber froh. Und wir, Mama und Papa, mussten weinen. Nein, wir waren nicht traurig, im Gegenteil, manchmal weint man auch vor Glück. In den Wochen vorher hatten alle immer wieder gefragt, ob wir das wirklich wollen: unser Kind wie einen Kater zu nennen. Sicherheitshalber sahen wir also nochmals nach. Der kleine Kater Findus aus dem Kinderbuch wird von Pettersson in einer Dose Erbsen entdeckt. Die Konserve wiederum hat eine schwedische Lebensmittelfirma produziert, die Findus heißt. Also nennt Pettersson den kleinen Kater so. Wollen wir unserem Sohn allen Ernstes den Namen einer

Kinderbuchkatze geben, deren Bezeichnung wiederum von einer Konservendosenfirma stammt, die mittlerweile zu allem Überfluss von einem Konzern geschluckt worden ist? Warten wir ab, wenn wir ihn sehen, sagten Katja und ich, dann wissen wir es.

Und dann warst du einfach da. Und sahst so klein und zart aus, dass wir überhaupt nicht überlegen mussten: ein Findus. Das ist eindeutig ein Findus. Als ich dich Stunden später das erste Mal wickelte, traute ich mich kaum, dich zu berühren. Nach zwei Tagen durftest du mit uns nach Hause. Bei mir war das anders. Ich kam zu früh auf die Welt und war zu dünn und schwach. Sie legten mich in den Brutkasten. Als meine Eltern mich dann mitnehmen durften, tobte ein Wintersturm über dem Sauerland, du kannst dir so viel Eis und Schnee kaum vorstellen, es sah aus wie in deinem Winterwimmelbuch. Das Auto schlängerte und rutschte hin und her, und ich schrie mich blau. Dann waren wir daheim. Reicht dir die Antwort? Er nickt, und ich sehe ihm an, dass er schon längst nicht mehr zugehört hat.

Irgendwann später fragt er mich nach Oma und Opa. Will wissen, ob sie ausgestorben sind wie die Dinosaurier. Und ob sie nicht mehr da sind, weil sie so viel geraucht haben. Er fragt auch nach Tante Lisbeth, die hat er schließlich noch kennengelernt, als wir sie im Seniorenheim nach Weihnachten besuchten, als ich leise zu meiner Schwägerin Sarah meinte, dass es das letzte Mal sein wird.

Er hüpfte an meiner Hand durch die Pfützen, während wir in unsere Straße einbiegen. Hurra, ruft er, als unser Haus in Sichtweite kommt, hurra, hurra. Daheim wird er gleich weiterspielen wollen. Er liebt Bagger und Monstertrucks und Flugzeuge, je komplizierter die Technik, desto besser. Stets will er einen genauen Plan von mir haben, wenn wir was spielen: Welche Knete werden wir benutzen und wie werden die Plätzchen aussehen, die wir formen? Brauchen wir zwei oder drei hohe Türme aus Lego-Steinen, die wir

mit einer wackeligen Brücke verbinden, bevor er im großen Finale alles einreißen darf?

Er weiß schon, dass zu jedem Spielzeug eine Anleitung gehört. Er lässt sie sich vorlesen, wenn etwas aufzubauen ist. Das ändert sich später nur unwesentlich: Selbst für Verkehrsflugzeuge gibt es ein Handbuch. In Zeitungsartikeln ist davon manchmal die Rede, wenn es zu Schwierigkeiten in der Luft kommt und die Piloten in der Bedienungsanleitung fieberhaft nach einer Lösung suchen.

Das hätte ich mir früher manchmal gewünscht: ein möglichst umfangreiches Handbuch für die eigene Familie. Mit historischen Hinweisen zur Konstruktion und einem genauen Bauplan. Mit Warnungen und ergänzenden Funktionen, die man nur selten benutzt. Mit Hilfestellungen für Notfälle, wenn die Familie mal wieder die Grenze des Bereichs überschreitet, innerhalb dessen ein sicherer Betrieb möglich ist. Wie beim Flugzeug eben.

Harte Arbeit den ganzen Tag. Frühe Verluste. Plackerei. Sauferei. Die Wut der Väter, die Melancholie der Mütter. Als Katja und ich einander begegnen, kennen wir uns noch nicht und treffen uns doch wieder. Entdecken so viel Ununterscheidbares. Die Klasse eilt uns voraus. Wir sind Arbeiterkinder. Das verbindet uns von Anfang an. Auch die Erfahrung mit familiären Abstürzen aller Art. Sie kommt aus einer kleinen Stadt wie ich. Ich bin im Land der Stahlarbeit aufgewachsen. Sie vorm Eisernen Vorhang. Ihre Eltern könnten längst in Rente sein, aber das kommt nicht infrage. Ihr Vater ist Friseur, ihre Mutter hat einen Laden für exklusive Haarprodukte, die es sonst nur im Salon gibt.

Wir erzählen uns all das an unserem ersten gemeinsamen Abend in der Kneipe. Ein Jahr später kommt Findus zur Welt. Haben wir die Familie, die wir uns immer gewünscht haben. Und wissen doch nicht genau, wie das geht. Stürzen zwischenzeitlich beinahe ab und verlieren fast alles. Sind beim Streiten wie unsere Eltern. Cholerisch,

kalt, unerbittlich, stur, das volle Programm. Fangen uns im letzten Moment vor dem Aufschlag wieder. Schleppen trotzdem mit uns rum, was wir sind. Wollen alles anders machen als die Alten, egal wie, nur anders. Und sitzen doch mit Findus beim Abendbrot und schmieren uns viel zu viel Nutella aufs Toastbrot und essen zu oft Fastfood und sammeln Monopoly-Sticker bei McDonalds und kaufen Rubbellose und fühlen uns wie Königin und König, wenn wir mal zehn Euro gewinnen, die wir gleich wieder in neues Glück investieren.

Nachwort

Martin Becker ist ein Meister der Variation. Es gibt Themen, die lassen ihn einfach nicht los. Es sind bevorzugt solche, die mit seiner Herkunft zu tun haben. Becker erzählt sie immer wieder neu und immer wieder anders. Sein letztes Buch, *Die Arbeiter* (2024), liefert den Schlüssel für diese thematische Fokussierung: Sie fußt auf einer sehr spezifischen Prägung durch sein proletarisches Elternhaus und einer grundsätzlichen Vorliebe für die Skurrilität kleinbürgerlicher Milieus.

Das vorliegende Lesebuch aber wählt einen anderen Einstieg. Mit einem Text, den Martin Becker 2007, noch ganz am Anfang seiner literarischen Laufbahn, beim Klagenfurter Ingeborg Bachmann-Preis vortrug. *Dem Schliff sein Tod* schaffte zwar nicht den Sprung aufs Podest, ließ aber die literarische Welt aufhorchen. Denn hier war jemand mit einem neuen Sound, der auch bei der Themenwahl einen eigenen Weg beschritt.

Fünf Jahre zuvor, 2002, hatte Becker beim Treffen Junger Autoren der Berliner Festspiele seinen ersten Literaturpreis erhalten. Von 2003 bis 2006 zählte er zu den wenigen Auserwählten, die am renommierten Leipziger Literaturinstitut eine professionelle Autorenausbildung absolvieren konnten. In diese Zeit fielen seine ersten Veröffentlichungen in diversen Literaturzeitschriften. 2005 wurde er in die Autorenwerkstatt des Literarischen Colloquiums Berlin eingeladen. Ein zweifellos grandioser Start für einen blutjungen Newcomer.

2007 erschien dann bei Luchterhand sein vielgelobter Erzählband *Ein schönes Leben*. In ihm siedelte der 1982 in Attendorf geborene Autor seine Stoffe in trostlosesten Gegenden an, in einsamen Dörfern, auf Bauernhöfen, in der Nähe düster rauschender Wälder. Hier ereignen sich Mord, Totschlag, Irrsinn – das ganze Szenario einer vom Verfall heimgesuchten Parallelwelt. Alles wirkt bedrück-

end, wie in ein diffuses, surreales Zwielflicht getaucht. Die Titelgeschichte *Ein schönes Leben* beginnt mit den Worten: »Das Schlimmste hier sind die ungeschriebenen Gesetze, das Allerschlimmste aber die, über die niemand spricht. Eines davon heißt: Wer dableibt, schafft sich Hunde an. Und ein anderes: Wer es nicht schafft, wegzukommen, geht auf den Dachboden und hängt sich auf.« Das klingt bedrohlich, ist es aber nicht, weil die Antizipation nicht über die semantische Ebene, sondern über die Anverwandlung des Sprachmaterials verläuft. In Beckers meist lakonisch knappen Sätzen tritt uns postmodernes Kalkül in Reinkultur entgegen. Tragik, Komik, Ironie, Zitataneihen, philosophische Exkurse und Alltagsbanalität – alles ist gleichzeitig da und relativiert sich gegenseitig. Immer wieder driftet das Geschehen ins Groteske ab, wobei neben Beckett vor allem Kafka Pate steht. Die Geschichten aus *Ein schönes Leben* lieferten – so Daniela Strigl – den Beweis, dass über gescheiterte Existenzen auch gelacht werden dürfe, ohne dabei ein schlechtes Gewissen haben zu müssen. Deutschlandradio Kultur ergänzte: »Martin Beckers Sprachwitz, seine Übertreibungskunst und seine stille Sympathie mit den Helden seiner Geschichten, die machen diese Balladen vom komischen Unglück lesenswert.« Beckers frühe Protagonisten sind allesamt seltsame Käuze, die mit der Wirklichkeit nicht klarkommen. Sie laufen ihren Träumen nach, ihrem Wunsch nach einem Haus am Meer, der Sehnsucht nach Liebe, kultivieren ihren Tick für Haustiere. Becker führt seine »kleinen Helden« wie Marionetten. Seine Erzählungen folgen dabei ihrer eigenen Logik, auch wenn sie sich als reale Chronik tarnen und im nüchtern-trockenen Berichtstil daherkommen. Der etwa 30-jährige Titelheld der ersten Geschichte, Schliff, ist eine verkrachte Existenz, aus der man nicht schlau wird. Er sucht nach seinen Hunden, die ihm irgendwie abhandengekommen sind. Außerdem leidet er an

einer enttäuschten Liebe, die jedoch ebenso im Dunkeln bleibt. In einem Anflug von Verwirrung hat er sich eine Kaffeemaschine bestellt, keine für den privaten Gebrauch, sondern eine für ein Großraumbüro. Nun stehen die Handwerker vor der Tür und wollen das Gerät installieren, was zwei Tage in Anspruch nimmt. Schliff, der den Kauf noch rückgängig machen könnte, lässt sie gewähren. Derweil lernen wir seine Untermieter kennen, das alte Ehepaar Jung, das überaus schrullig auftritt. Während Herr Jung es liebt, wortkarg in Uniform vor dem Fernseher zu sitzen, debattiert seine redelustige Frau mit Schliff über die Fortschritte der Hirnchirurgie. Weiterhin ist von einem Mörder namens »Kocher« die Rede, der über die Dörfer zieht und wahllos Morde an Unschuldigen verübt. Beckers Figurenarsenal scheint dem absurden Theater entlehnt. Zum Schluss werden die verschiedenen Handlungsstränge nicht aufgelöst. Es heißt vielmehr: »Er [Schliff] ging zur Tür und sah abermals durch den Spion. Unwahrscheinliches Ende.«

Man möchte Martin Beckers Erzählungen als Fortschreibung traditioneller literarischer Landschaftspanoramen lesen. Sie setzen – aus westfälischer Optik – frühere »Sittengemälde« in der Tradition der Droste, Immermanns, später Otto Jägersbergs und Norbert Johannimlohs auf spezifische Weise fort. In einem Fall, in der Geschichte *Königskinder*, ist der Schauplatz unmittelbar in Westfalen, in der Nähe von Lüdenscheid, angesiedelt. In ihr tritt, ein ironisches Schmankerl, jener Theodor Neuhoff auf, der einst als König von Korsika bzw. »König eines Sommers« in die Geschichtsbücher einging, weil er sich im April 1736 von korsischen Aufständischen zum König ausgerufen ließ (unter anderem nachzulesen in Michael Kleebergs Roman *Der König von Korsika*, 2001). In Beckers Erzählung drangsaliert jener Glücksritter, Geheimagent, hochstapelnde Alchimist und kaiserliche Gesandte einen alten Wachmann der Sparkasse, Wilhelm, mit unseriösen Ver-

sprechungen: In einer Kneipe, in der sich Wilhelm seinen Frust herunterspült, weil er in die Schuldenfalle geraten ist, wird er von Neuhoff angesprochen: »Hab ich Dich gefunden ... Was, sagte Wilhelm. Ein großer, schlaksiger Mann mit grauen kurzen Haaren. Nicht wesentlich jünger als Wilhelm. Er hatte ihn noch nie zuvor gesehen, weder hier noch in der Stadt. Was willst Du, sagte Wilhelm. Ich hol Dich ins Boot. Mein Name ist Theodor. Ich bin König von Korsika.« Eine typische Slapstickeinlage, auf die man in Beckers Geschichten immer gefasst sein muss. Der Text wurde nicht nur aufgrund seines Westfalenbezugs ins vorliegende Lesebuch aufgenommen, sondern auch, weil er mit der Figur des Wilhelm auf Beckers Vater anspielt und somit ›Spielmaterial‹ benennt, auf das der Autor in späteren Texten immer wieder rekurriert. Auch Beckers zweites Buch, der Roman *Der Rest der Nacht* (2014), ist kafkaesk-surreal geprägt. Die Charaktere sind erneut wenig greifbar, die Handlungsstränge unberechenbar: Ein junger Mann kehrt in die Kleinstadt seiner Kindheit zurück, um das Haus seines verstorbenen Vaters zu verkaufen, den familiären Nachlass zu regeln und mit seiner Vergangenheit abzurechnen. Danach will er so schnell wie möglich wieder verschwinden. Doch dann fällt seine Identität mit einem Schlag in sich zusammen. Es droht der völlige Realitätsverlust. Festzumachen an seinem zweiten Plan: Um auch die letzte Spur seiner alten Identität auszulöschen, will er mit einer Giftspritze und Pflaumenwein eine gedächtnisschwache alte Frau umbringen. Das Vorhaben misslingt zunächst. Die alte Dame und er verbringen sogar genüssliche Stunden miteinander. Das Figuren-Ensemble wird durch die geheimnisvolle Maria mit den steinalten, traurigen Augen, einen strickenden Hotel-Portier und Rottweiler, einen einsamen Dorfpolizisten, komplettiert. »Sie sind alle Verlierer oder werden zu solchen«, fasste die ZEIT zusammen. Die vom Wahnsinn umnebelte Erzählerfigur spielt derweil ein biografisches

Vexier- und Versteckspiel mit Requisiten, die einem Kostümball entlehnt scheinen:

Ich gebe ihm [dem Portier] meinen handgeschriebenen Zettel: *Postangestellter, Heizungsmonteur, Versicherungsvertreter, Feuerwehrmann, besorgter Nachbar in Freizeitkleidung*. Das sind meine Rollen, sage ich, bevor er Fragen stellen kann, aber mir fehlt die richtige Kleidung. Und ohne die richtige Kleidung, sage ich, bringt das alles nichts. Oh ja, sagt der Portier, oh ja. Das bringt gar nichts. Sie können, wenn man so will, überhaupt nicht hineinschlüpfen in die Rolle. Wir schweigen, und er sieht mich an: Bis wann brauchen Sie die Sachen. So schnell wie möglich, sage ich. Er nickt und faltet den Zettel zusammen, versteckt ihn.

Ins vorliegende Lesebuch wurde das Eingangskapitel aufgenommen. Es gibt das Setting der Folgeepisoden vor und ruft weitere Reminiszenzen der Familiengeschichte auf, konkret den Verkauf des elterlichen Reihenhauses mit all den damit verbundenen emotionalen Implikationen.

Mit dem Folgeband, dem Roman *Marschmusik* (2017), vollzieht sich ein Wandel in Beckers Schreiben. Der künstlich-abstrakte Ton tritt hinter einen stärker auf Transparenz angelegten Handlungsaufbau zurück, in dem sich das Privat-Persönliche mehr und mehr in den Vordergrund schiebt. Die Vaterfigur wird in ihrem ›Malocher‹-Schicksal greifbar, die Mutter als eine Person, die möglichst früh ihrem elterlichen Arbeiterhaushalt entfliehen will. Beide heiraten jung und nehmen das Wagnis einer frühen Familiengründung auf sich. Der Roman verfolgt beide Lebensläufe bis zum Tod des wortkargen Vaters und einer lebensbedrohlichen Krankheit der Mutter. Der Erzähler lässt unmittelbar an seinen reportagehaften Recherchen teilhaben:

Wir wollen nicht übertreiben. Wir wollen nichts beschönigen ... Sagen wir es also nochmals, an diesem entscheidenden Punkt der Geschichte: Alles, was hier steht, hat so und genau so stattgefunden. Und alle Personen haben so und genau so gelebt. Nur dann kann es gehen. Die Frage ist nun mal: Was bleibt denn übrig in dem Augenblick, wo wir begreifen, dass die Familie sich auflöst, mehr noch, dass sie schon längst nicht mehr da ist und nie mehr wiederkommen wird? Was geschieht in dem Augenblick mit uns, da jene Familie verschwindet, und mit ihr die eigene Herkunft, und mit ihr ein ganzes altes Jahrhundert? Der Acker also, auf dem wir gewachsen sind? Nochmals, wir wollen nicht übertreiben, erst recht nicht, da wir ja vom, nennen wir es ruhig so, entscheidenden Moment dieser Geschichte nur ein altes und abfotografiertes Schwarz-Weiß-Foto haben, dessen Original in einem altertümlichen Rahmen genau über dem Sessel der Mutter hängt und für immer dort bleiben wird. Zumindest solange das Haus existiert, wie wir es kennen. Wir können sie uns vorstellen, die Protagonisten, dieses junge Mädchen namens Barbara, die wahrscheinlich frecher ist, als sie in Wahrheit jemals war, diesen maulfaulen Kerl namens Jupp, der in Wirklichkeit wahrscheinlich noch schüchterner war, als wir es uns überhaupt nur denken können. Beschönigen wir nichts, übertreiben wir nichts, schreiben wir die Wahrheit so auf, wie sie gewesen ist. (S. 126f.)

Der Erzähler gibt sich nun offen zu erkennen, versteckt sich nicht mehr hinter der Maske seiner Protagonisten. In der Familie war er das verhätschelte Nesthäkchen, dem die ganze Zuneigung der Mutter galt. Er beschreibt sich als Sonderling, Gernegroß, Träumer, Simulant, als jemand, der immer um die Aufmerksamkeit anderer buhlte, der zu Übersprungshandlungen neigte, von Angststörungen heim-

gesucht wurde und schon früh groß auftrumpfen wollte, in diesem Fall als Posaunist eines professionellen Orchesters – Wunschträume ohne jeden Realitätssinn.

In *Kleinstadtfarben* (2021) wechselt die Perspektive noch stärker zur Mutter über. Der Leser/die Leserin lernt sie als demente, gesundheitlich beeinträchtigte Frau kurz vor ihrem Tod kennen. Die Hauptfigur, der Polizist Pinscher, vertritt hier in weiten Teilen die Figur des Erzählers. In Passagen, die schon in *Marschmusik* und im folgenden, unverhüllt autobiografischen Roman *Die Arbeiter* (2024) ähnlich erzählt wurden bzw. werden: Auch dort teilt sich der Erzähler mit seiner Mutter ihre letzten Zigaretten, unternimmt mit ihr Spaziergänge und Einkaufsbummel, schwelgt mit ihr in gemeinsamen Erinnerungen und verschafft ihr somit späte Glücksmomente. Mosaikstein für Mosaikstein vollzieht sich ein Wandel vom Abstrakten zum Gegenständlichen, Realen.

Erneut ist der Verkauf des Elternhauses ein Thema, von dem wir schon in *Am Rande der Nacht* hörten. Es handelt sich um ein schmuckloses Reihenmittelhaus in einer Kleinstadt am Rande des Ruhrgebiets mit dem fiktiven Namen Mündendorf. Ausgerechnet in diesem Haus ereignet sich ein Mord, dem der Polizist Peter Pinscher auf die Spur kommt, während seine desinteressierten Kollegen den Fall lieber zu den Akten legen würden und ihren Hobbys nachgehen – Pinschers Chef züchtet Wellensittiche und heimst mit seinen Prachtexemplaren in Skandinavien den Weltmeistertitel ein – eine weitere schöne komödiantische Einlage. Pinscher hatte das Elternhaus noch selbst verkauft. Die neue Besitzerin ließ alles, wie es war. Pinscher behielt sogar noch einen Schlüssel, der er ihm ermöglichte, das Haus zu betreten. Dort wird er mit alten Erinnerungen konfrontiert.

Der völlig ausgebrannte, abgehalfterte Polizist war nicht freiwillig in seine Heimatstadt zurückgekehrt. Nach etlichen Dienstverstößen war er dorthin zwangsversetzt wor-

den. »Mit wem bist du im Krieg«, wird er von der Pseudo-Psychologin Anna Leid, seiner Jugendliebe, mit der er ein unverbindliches Techtelmechtel beginnt, gefragt. Pinscher ist anfangs auf einem unaufhaltsamen Selbstzerstörungstrip, ruiniert Gesundheit und Sozialleben, wo er nur kann. Die Überraschung besteht darin, dass er in seinem Heimatort tatsächlich zu sich findet, auch durch die aufopferungsvolle Pflege seiner Mutter. Obwohl ihm das Leben in der Kleinstadt offensichtlich gut bekommt, ist er vor Rückschlägen, Abstürzen und Alkoholexzessen nicht gefeit. Er bleibt ein potenziell gefährdeter Charakter. Am Ende des Romans steht Pinschers Rückkehr an seine frühere Wirkungsstätte, eine Stadt am Rhein, an. *Kleinstadtfarben* ist eine Geschichte vom Abschiednehmen und Neuankommen bei sich selbst. Das gilt mehr noch für den erwähnten Roman *Die Arbeiter*. Erneut erinnert sich der Erzähler an die Stätten seiner Kindheit und Jugend. Die Mitglieder seiner Familie hat er zum Familienfoto aufgereiht:

Das sind wir. Mit Unterhemd, Sonnenbrand und Kippe auf dem Zahn. Mit glasigem Blick an Weihnachten und heiligem Ernst zur Konfirmation. Mit Mama, Papa, zwei Töchtern und zwei Söhnen. Mit Schwarzwälder Kirschtorte vom Fließband, zu früh auf dem Tisch, noch gefroren, zum Geburtstag viel Glück. Wir arbeiten uns den Arsch aus der Hose. Unter Tage ist es finster, in der Schmiede heiß, in der Wäscherei stickig. Manchmal dürfen wir ans Wattenmeer, verdorrich nochmal, ist das schön. Selbst im stinkigen Schlick. Bald ziehen wir ganz hin, wenn wir sechs Richtige haben, irgendwann sind wir dran, dann stehen wir in der Zeitung. (S. 9)

Immer wieder stellt sich der Erzähler die Frage: Wie wird man zu dem, der man später ist? Wäre der eigene Lebens-

lauf unter anderen Voraussetzungen vielleicht ganz anders verlaufen? Erst nach dem Tod seines Vaters (2008) und dem seiner Mutter (2019) wird ihm klar, dass ihm seine Eltern mehr Eigenschaften vererbt haben, als ihm lieb und bewusst war. Die proletarisch geprägte Familiengeschichte wird erneut peu à peu nacherzählt. Allerdings mit irritierenden Abweichungen. Ist in *Marschmusik* von seinen beiden Brüdern die Rede, sind es nun zwei Schwestern, von denen die eine körperlich beeinträchtigt ist und die andere früh auszieht, um in Ostende eine Single-Existenz zu führen. Darf man, fragt man sich, diesem Erzähler überhaupt vertrauen? Geht es ihm wirklich um die Nacherzählung der Familiengeschichte oder interessiert ihn diese nicht vielmehr primär als Reservoir für interessanten Erzählstoff? Hier wird man den Vergleich zu den Ruhrgebietsromanen von Ralf Rothmann (besonders *Milch und Kohle*, 2000; *Junges Licht*, 2004) oder Hilmar Klutes *Was dann nachher so schön fliegt* (2018) ziehen dürfen, während etwa Autoren wie Max von der Grün oder Josef Reding das Dokumentarische in den Vordergrund rückten und entsprechend als ›klassische‹ Ruhrgebiets- bzw. Arbeiterautoren rezipiert wurden.

Während des Abfassungszeitraum von *Die Arbeiter* ist der Erzähler selbst Familienvater geworden und bemerkt, siehe oben, dass er seiner Vergangenheit nie wirklich entfliehen konnte. Er bekennt sich einmal mehr zu seiner kleinbürgerlichen Herkunft. Mit seinen Eltern hat er sich längst ausgesöhnt. Sie hätten es auf ihre Art gut gemeint, hätten sich aufgeopfert, geschuftet, damit es ihre Kinder einmal besser haben. Hätten sich rührend um ihre behinderte Tochter gekümmert und sie so vor dem Pflegeheim bewahrt. Die Kleinstadt ist für den Erzähler ein Ort, an dem es sich aushalten lässt, »malerisch« und mit akzeptablen Lebensumständen. Auch für seine eigene, noch kleine Familie stellt das Meer ein Glücksrefugium dar. »Die Nordseeluft macht uns zu anderen Leuten. Das Kind-

heitsgefühl kommt mit jeder Reise zurück. Wir wollen immerzu hin und nicht mehr fort.«

[E]s gibt diesen Faden, der lässt sich weiterspinnen, die Verbindung zwischen meinen Eltern und mir, die bleiben wird, wenn es schon keine Arbeiter und selbst unser Reihenhaus nicht mehr gibt: dass es niemals etwas Schöneres geben wird, als kurz hinter Hamburg auf einem zugigen Rastplatz Pause zu machen. Mit Thermoskanne, belegten Broten, gekochten Eiern und einer geteilten geheimen Zigarette, weil in der freien Zeit, die wir haben, immer alle Wege an die Nordsee führen. (S. 147)

Mit einer solchen, versöhnlichen Sicht unterscheidet er sich von seiner Schwester Uta, die aus dem Familienverbund ausgestiegen war (siehe S. 138ff.). Der Erzähler resümiert:

Wenn es einen Grund gibt, die Geschichte unserer Familie abermals zu erzählen, erschöpfend, bis zur Erschöpfung, dann diesen: damit sie nicht gänzlich verloren geht. Es gibt keine haarklein aufgezeichneten Stammbäume, es gibt keine gesammelten Kassetten mit launigen Erinnerungen der rüstigen Urgroßeltern, es gibt kein einziges Tagebuch, es gibt kaum Briefe, es gibt nahezu keine Verwandtschaft mehr, es gibt nur diese großen Worte und was sie bedeutet haben: eine Familie von Bergleuten. Eine Familie von Arbeitern. Eine arme Familie. Eine stolze Familie. Eine Familie, die es nicht leicht hatte. Es gibt Geräusche, die mir überall begegnen, wo ich bin, mich zurückholen. *Schönes bleibt*. Das erste Knacken beim Öffnen der Schnapsflasche. Das Klicken des elektronischen Feuerzeugs, das Knistern der aufglühenden Zigarette. Das Klackern beim Lösen der Rollstuhlbremse. Das Rattern der

Nähmaschinen. Das Blubbern der schlecht entlüfteten Heizungsrohre. Das Knattern des ersten Mofas. Das Wummern des Schmiedehammers im Tal. Das Schnalzen meines Vaters durch die Lücke seiner am Rand abgebrochenen Schneidezähne. Das Fiepen der Hörgeräte meiner Mutter. Das Zirpen des Wellensittichs. Das Wispern von Lisbeth, stundenlang. Das Fauchen der kleinstädtischen Omnibustüren. Und ja: das ferne Bullern des Meeres nach einem Tag mit viel Wind. Aber auch: das zielgerichtete Zischen des Asthmasprays, das rhythmische Pumpen der Beatmungsmaschine auf der Intensivstation, das humorlose Geräusch der Krankenhausschiebetür, sommers wie winters, bevorzugt nachts. (S. 26f.) Die Melodien sind nie wieder verschwunden. Auch, wenn ansonsten nicht mehr viel übrig ist. Von uns und wie wir waren. (S. 26)

Ähnlich wie Becker hat auch Hans-Ulrich Treichel, um im westfälischen Erzählkontext zu bleiben, seine Kindheit und Jugend immer wieder neu erzählt (vgl. z. B. *Der Verlorene*, 1998, *Anatolin*, 2008, viele weitere Adaptionen), variantenreich und überraschend. Beide Autoren fanden hierüber Spezifika ihres eigenen Schreibens. Bei Becker artikulieren sie sich in einer originellen Erzähldramaturgie, atmosphärischen Settings, der suggestiven Schachtelung seiner Sätze, knappen Dialogen, einem szenischen Erzählen, das eine besondere Affinität zum Hörspiel aufweist, einer Gattung, der Becker nahesteht. Hinzu kommt, wie eingangs erwähnt, ein Personal, das durch seine Kauzigkeit im Gedächtnis bleibt – Außenseiter die uns ständig rauchend, trinkend, schwitzend, oft übergewichtig entgegenreten, Spielernaturen, die, dem Erzähler nicht unähnlich, alles auf eine Karte setzen. Der Autor dringt tief in die Privatsphäre seiner Personen ein und lotet ihre dunklen Seiten verständnisvoll aus. Das alles offenbart einen geborenen, spannenden Erzähler, der es auch an unter-

haltsamen Elementen nicht fehlen lässt. Dies bezeugen weitere ins Lesebuch aufgenommene Texte, die Essay und Reportage nahestehen und die angesprochenen Themen auf je eigene Form variieren.

Becker bekennt sich in dieser Hinsicht zu einer Erzähltradition, die ihm besonders ans Herz gewachsen ist. Gemeint ist die tschechische Belletristik, die einen Schlüssel für sein eigenes Schreiben liefert. Sie verkörpert für Becker das Ideal einer publikumsnahen Dichtung, die ohne Attitüde auskommt und von der Originalität des Erzählten lebt, gern auch zu Lasten der Wahrhaftigkeit des Mitgeteilten. In einem Interview äußerte er hierzu:

Fast alle Texte [der tschechischen Literatur] spielten irgendwann in der Dorfkneipe oder in einer Prager Bar, fast aus jeder Geschichte schaute melancholisch eine Außenseiterfigur heraus und wartete oder wartete nicht mehr auf bessere Zeiten, fast überall waltete zwischen den Zeilen diese spezielle Verschrobenheit, die allerspätstens mit dem Auftauchen des braven Soldaten Schwejk Einzug gehalten hat in das Schreiben in Böhmen und Mähren. Bei aller Folklore, bei aller Komik, bei aller Bierseligkeit: Man sollte die tschechische Literatur keinesfalls unterschätzen oder nur eindimensional betrachten.

Wenn der Tscheche erzähle, dann gehe es um Kopf und Kragen, erfahren wir weiter. Dieses Faktum sei so einmalig wie die Literatur des Landes selbst:

Das hat mich immer schon an Tschechien fasziniert: dass man gar nicht viel tun muss, um in den Sog des Erzählens zu geraten, um in diesem Prag und in diesem Land andauernd Geschichten erzählt zu bekommen, Geschichten zu erleben oder sogar selbst Geschichten zu

schreiben, grotesk, originell, absurd, unglaublich – und nicht selten alles zugleich.

In dieser Hinsicht sei auf Beckers literarisches Sachbuch *Warten auf Kafka* (2019) verwiesen, in dem er seinen Weg zur tschechischen Literatur detailliert beschreibt und diese ausführlich zu Wort kommen lässt. Hiermit schließt sich in gewisser Hinsicht ein Kreis. Wir dürfen gespannt sein auf weitere Becker'sche Erzählformate, die aus dieser produktiven Symbiose hervorgehen.

Textnachweise

Dem Schliff sein Tod, Königskinder, in: *Ein schönes Leben*. München: Luchterhand Literaturverlag 2007, S. 45-68, 119-135 – *Jupp, Barbara, Jupp und Barbara, Das Reihenhäus*, in: *Marschmusik*. Ebd. 2017, S. 11-17, 46-51, 81-83, 101-131 – *Am Meer, Das Wohnzimmer, Uta, Findus*, in: *Die Arbeiter*. Ebd. 2024, S. 15-22, 31-33, 41-46, 47-59 – *Sonnenbrand*, in: Christian Baron, Maria Barankow (Hgg.): *Klasse und Kampf. Ein politisches Manifest über die feinen Unterschiede, die eine Gesellschaft in Oben und Unten teilen*. Berlin: Ullstein 2022, S. 145-158 – *Aschenbrödel im Sauerland. Bleibende Erinnerungen an die Weihnachtsfilme, Vom unzulässigen Rauchverbot in Mietobjekten, Gutenbergs Welt, Abschied von Zuhause. Ein Dilemma in fünf Phasen, Die Vereinbarkeit von Beruf und Haustier* sämtlich in Buchform unveröffentlicht – *Die Ameisen*, in: *Der Rest der Nacht*. München: Luchterhand Literaturverlag 2014, S. 9-14 – *Leichen im Keller, Der perfekte Tag. Zweiter Teil, Das Pinscherproletariat*, in: *Kleinstadtfarben*. Ebd. 2001, S. 37-39, 221-228, 238-244.

Dank

Bearbeiter und Autor danken dem Luchterhand Literaturverlag für die Überlassung der Abdruckrechte. Das Porträtfoto auf dem Buchumschlag stammt von Kathrin Cruz. Auch hierfür ein Dankeschön.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. DeGENER (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuck-mann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benz-ler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Hans Zippert (Bd. 129) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132).